Zeitschrift: Botanica Helvetica
Herausgeber: Schweizerische Botanische Gesellschaft
Band: 108 (1998)
Heft: 2

Artikel: Gärten und Gartenpflanzen
Autor: Illien, Rita / König Urmi, Katharina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-73023

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bot Helv 108 (1998): 165–196
0253-1453/98/020165-31 $ 1.50+0.20/0
© Birkhäuser Verlag, Basel, 1998

Botanica Helvetica

Übersichtsartikel

Gärten und Gartenpflanzen

Rita Illien[1] und Katharina König Urmi[2]

[1] Büro Kienast Vogt Partner, Landschaftsarchitekten, Thujastraße 11, 8038 Zürich
[2] Im Mattenacher 2, 8124 Maur

Manuskript angenommen am 16. September 1998

Abstract

Illien R. and König Urmi K. 1998. Gardens and garden plants. Bot. Helv. 108: 165–196.

The first part of this paper is a short synopsis of the history of gardens from its beginning in ancient Egypt up to the present concerning, whenever possible, private gardens. Emphasis is placed on current trends in contemporary garden architecture and a tentative outlook on future developments is given. The second part deals with flowering garden plants and their origins as well as with selected explorers, collectors, nurserymen and botanists that were involved in the introduction of plants into our gardens. The text is interspersed with remarks (in italics) on the 'garden of two botanists'.

Key words: Garden history, garden architecture, garden design, garden plants, plant hunters, herbaceous perennials, tulips

Einleitung

„Jahrhundertelang war der Garten ein Gemüsegarten und diente der Ernährung des Menschen. Erst viel später sind andere Funktionen dazugekommen. Er wurde ein Ort des philosophischen Gesprächs, der Muße und Kontemplation, der Wissenschaft, der Darstellung einer Weltordnung oder Weltanschauung, des Theaters und der Repräsentation. Nicht zuletzt war und ist der Garten ein Wohnraum im Freien" (Sigel 1996).

In verschiedenen Sprachkulturen läßt sich der geschichtliche Begriff ‚Garten' auf die Bedeutung ‚Umzäunung, Umwallung, Zaun' zurückverfolgen.

Aus existentiellen Gründen errichteten die ersten Seßhaften Umzäunungen um ihre Kulturen als Schutz gegen die bedrohliche Natur. Der Zaun als sichtbare Grenzlinie zwischen kultivierter und nicht kultivierter Natur bildete die Voraussetzung zu einer gestalteten Fläche, die man der Naturlandschaft entgegensetzen wollte. Dieser ‚umgrenzte Ort' ist der eigentliche ‚Garten', wie wir ihn bis heute verstehen.

Ein möglicher Lösungsansatz, Natur zu gestalten – ein schöpferischer Akt – wird am Beispiel des „Gartens für Botaniker" behandelt.

Die Nomenklatur hält sich an Tutin et al. (1964 – 1980 und 1993) und Jelitto et al. (1990). Die Autorennamen wurden daher weggelassen.

Gartengeschichte

Altertum und Mittelalter

Ägypten

Eine Gartenkultur bzw. eine Gartenkunst konnte erst entstehen, als die Menschen seßhaft wurden. Älteste bekannte Spuren von eigentlichen Gartenanlagen führen nach Ägypten. Wandmalereien der Königsgräber zwischen 1550 und 1080 v. Chr. zeigen rechteckige, mit einer Mauer umgrenzte Gartenanlagen in streng symmetrischen Rhythmen. Obwohl der Anbau von Nutzpflanzen und Gemüse im Vordergrund stand, gelang es den Ägyptern in höchstem Grad, Nutzen und Ästhetik miteinander in Einklang zu bringen. Hier, wo jedes Stück Grün der Wüste abgetrotzt werden mußte, entwickelte sich schon früh die Kunst der Gartenkultur mit ausgeklügelten Bewässerungssystemen. Die Ägypter kultivierten unter anderem Feige, Dumpalme, Dattelpalme, Weinreben, Oliven, Granatapfel- und Apfelbaum, Tamariske, Akazie, Papyrus, Weihrauchbaum, Zypresse, Wacholder, Koriander, Schwarzkümmel (*Nigella arvensis*), Bockshornklee, Wassermelone, Erbse und Rhizinus.

Die hängenden Gärten Babylons

Einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Gartenkunst lieferten die Völker Westasiens. Die hängenden Gärten Babylons gelten als eines der sieben Weltwunder.

Diese terrassenförmigen Gartenanlagen ruhten angeblich auf Schwibbögen. Hohle Säulen, die einen erweiterten Wurzelraum boten, ermöglichten das Gedeihen großer Bäume.

Lange Zeit wurde die Anlage dieser Gärten der Königin von Babylonien, Semiramis, zugeschrieben (9. Jahrhundert v. Chr.). Die Instandsetzung soll angeblich von König Nebukadnezar im 6. Jahrhundert v. Chr. vorgenommen worden sein. Heute nimmt man jedoch an, daß diese Gärten erst später entstanden sind, da das Prinzip der archimedischen Schraube zum Transport von Wasser zu den höher gelegenen Terrassen zu jener Zeit noch gar nicht bekannt war. Man geht davon aus, daß die hängenden Gärten einige Zeit später von einem syrischen König errichtet wurden. Doch tut dies dem Mythos der hängenden Gärten Babylons keinen Abbruch.

Der Garten Eden – das Paradies

Der persische Garten, eine umzäunte Anlage, wurde pairi-dea'-za (hebräisch pardes) genannt. Die jungen, monotheistischen Religionen übernahmen den alten persischen Begriff. Das Judentum verband seine Vorstellungen vom gelobten Land mit dem Bild des umzäunten Gartens. Christentum und Islam deuteten Wort und Bild für ihre Jenseitsvorstellung um.

Wichtiges Gliederungsmotiv des orientalischen Gartens war ein zentraler Wasserplatz. Von ihm führten vier Hauptwasser weg, die den Garten in vier Teile gliederten. Die in der Bibel beschriebenen Wasser des Garten Eden wurden zu Flüssen, in denen nicht nur Wasser, sondern auch Wein, Milch und Honig fließt.

Griechische Gärten

Aus dem antiken Griechenland sind Heiligtumsgärten und -haine bekannt. Der heilige Hain des Poseidon auf dem Isthmus von Korinth diente als schattiger Schauplatz bei Spielen und Wettkämpfen. In den ländlichen Gärten der Gutshöfe gediehen neben Gemüse und Obst (Reben, Feigen, Oliven, Äpfel und Nüsse) auch blühende Pflanzen wie Rosen und Myrte. Grössere Gärten und Parks in den Städten entstanden erst im Zusammenhang mit der An-

lage von Gymnasien: Säulenhallen mit Bosketten und Platanen, Ruheplätze mit Akanthus, Bassins und Terrassenanlagen.

In die hellenistische Zeit fallen die berühmten Gärten von Alexandrien, die Gartenstraße von Antiochien, sowie die Peristylgärten, gepflästerte, mit bepflanzten Bleitrögen bestückte Innenhöfe. In größeren Höfen wurden sogar künstliche Felsen mit Grotten angelegt. In den hellenistischen Gärten lebten Elemente ägyptischer, orientalischer und persischer Gartenkunst weiter. Sie beeinflußten später die Gestaltung römischer Gärten.

Die Gärten der Römer

Die drei Haustypen ‚villa rustica', ‚villa suburbana' und ‚villa urbana' zeigen jeweils unterschiedliche Gartentypen. Mit ‚villa rustica' wird ein landwirtschaftlicher Gutshof bezeichnet. Ursprünglich war das römische Bauerngut ein ‚hortus' (Garten). Erst später setzte sich die Bezeichnung ‚villa' (Gutshof) durch. Eine Auswahl der angepflanzten Gewächse aus einem Garten der ‚villa rustica': Kohl, Salat, Artischocke, Kresse, Koriander, Kerbel, Dill, Pastinak, Zuckerwurzel, Mohn, Knoblauch, Küchenzwiebel, Lauch, Senf. Als Dung empfahlen Agrargelehrte insbesondere Eselmist.

‚Villa suburbana' nannte man die Luxusvilla auf dem Land. In deren Gärten waren die Beete meist mit Buchshecken eingefaßt, im Blumengarten dominierte die Rose. Daneben wuchsen auch die beliebten Lilien, Goldlack und Levkoje. Plinius berichtet vom Buchsbaum, der so geschnitten ist, daß er Gestalten von verschiedenen Tieren vorstellt.

Die ‚villa urbana' in der Stadt besaß keine Nutz-, sondern nur Ziergärten und Parkanlagen. Nach griechischem Vorbild enthielten sie Säulenhallen, Grotten, Nymphäen und Statuen. Das Wasser wurde über Aquädukte in die Gärten geführt. Öffentliche Parks und Villengärten, sowie Tempel- und Grabanlagen ließen Rom zu einer ‚Gartenstadt' werden.

Römische Schriftsteller berichten, daß man den Platz für die Lage der Gärten sorgfältig wählte. Voraussetzung für die Anlage eines Gartens waren insbesondere guter Boden und Wasser. An anderer Stelle wird gesagt, man habe lebende Zäune den Mauern vorgezogen. Obwohl in der römischen Literatur immer wieder auch von der römischen Gartenbaukunst nördlich der Alpen die Rede ist, wurde in der Schweiz bisher noch keine der oben beschriebenen Gartenanlagen ausgegraben. Allerdings: Bei dem in Genf ausgegrabenen Gutshof ‚La Grange' lassen Peristyl, Thermen, Atrium und Terrassen auf größere Gärten schließen.

Die islamischen Gärten (10.– 14. Jahrhundert)

Besonders erwähnenswert und gut erschlossen ist die islamische Gartenkunst in Andalusien, die mit den Königsgärten in Sevilla und Granada und dem Orangenhof in Cordoba teilweise bis heute erhalten blieb. Ihr Höhepunkt, der symmetrisch angelegte Myrtenhof des Nasridenpalastes in der Alhambra (Granada), kann noch heute bewundert werden. Im langen, mit zwei Myrtenhecken gesäumten Wasserbecken spiegeln sich die mit maurischen Ornamenten reichverzierten Fassaden – eine außergewöhnliche Harmonie zwischen Gebäude und Garten, ein bezauberndes Spiel von Wasser, Licht und Schatten, Innen und Außen.

Klostergärten

„Die Ursprünge der mittelalterlichen Gartenkultur in der Schweiz sind zweifellos in den Klöstern zu suchen, da diese einerseits das antike Erbe überlieferten und andererseits als kulturelle Zentren die Bewirtschaftung des Bodens förderten. Sie führten neue Pflanzen und Anbaumethoden ein und sorgten für deren Verbreitung auch außerhalb des Klosters. Sie empfahlen aber auch die Verwendung von Heilkräutern und wurden zu eigentlichen ärztlichen Versorgungsanstalten des Landes" (Heyer 1980).

Der St. Galler Klosterplan von 816 ist das älteste Plandokument einer Klostergartenanlage des Frühmittelalters. Bis heute ist unklar, ob der Plan für eine bestimmte Anlage angefertigt wurde oder ob er mehr als Schema gelesen werden soll. Dieser Gartenplan enthält alle wichtigen Einrichtungen einer größeren Klosteranlage und galt lange Zeit als Musterplan für spätere Klostergärten.

Im Zentrum des Kreuzgangs ist eine Sarina (*Juniperus sabina*) plaziert. Diesem symbolstarken Baum wurde die Fähigkeit zugeschrieben, böse Geister zu vertreiben. Ein pikantes Detail: Im Mittelalter wurde die Pflanze als Abtreibungsmittel verwendet.

Der Gemüsegarten ist von einer Mauer umgeben. Achtzehn erhöhte Beete sind in zwei Reihen angelegt. Auf dem Mittelweg steht der lateinische Hexameter: „Hic plantata holerum pulchre nascentia vernant" (Hier wachsen die schön aufwachsenden Gemüsepflanzen). Gemäß der Beschriftung des Klosterplanes waren vor allem Kräuter und Feingemüse vorgesehen. Linksseitig wuchsen Zwiebeln, Lauch, Sellerie, Koriander, Dill, Mohn, Rettich und Mangold, rechtsseitig Knoblauch, Petersilie, Kerbel, Lattich, Pfefferkraut, Pastinak, Kohl und Schwarzkümmel. Die eigentlichen Gemüsefelder lagen außerhalb der Klostermauern.

Den Baumgarten des St. Galler Klosterplanes nutzten die Benediktinermönche zugleich als Obstgarten und Friedhof. Laut Plan waren unter anderem Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Quitten-, Pfirsich-, Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume vorgesehen. Die Obstbäume galten in ihrem Rhythmus von Winterschlaf, Blüte und Fruchtreife als Symbol der Auferstehung und waren deshalb wichtige Elemente in Friedhöfen.

Der klösterliche Kräutergarten mit zahlreichen Medizinalpflanzen diente vor allem der Heilkunst. Er setzte sich aus Gemüse, Gewürz- und Heilpflanzen und Blumen zusammen, eine Struktur, die sich bis heute in den Bauerngärten erhalten hat (siehe S. 75).

Frühe bürgerliche Gärten in der Schweiz

Die städtischen Gärten inner- und außerhalb der Stadtmauer bildeten im Mittelalter den wichtigsten Teil der Versorgung. Stadtdarstellungen um 1600 zeigen bäuerliche Gärten mit geschlossenen Gemüsepflanzungen in einer einfachen Aufreihung von Beeten. Daneben gibt es aber bereits aus dem 15. Jahrhundert Angaben zu Ziergärten jedoch ohne Pflanzenlisten. Zierpflanzen, die in diesen Gärten gezogen wurden, sind auf S. 81 ff. angeführt.

15. – 19. Jahrhundert

Gärten der Renaissance

Zur Zeit der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert prägten humanistische Studiengärten und bürgerliche Gemüsegärten die Gartenkultur. Als Vorbild für Lust- und Residenzgärten diente der römische Villengarten. Wichtiges Merkmal des Renaissance-Gartens war die Übereinstimmung der Hauptachse des Gartens mit der Architektur des Hauses. Damit strebte man eine Einheit zwischen Haus und Garten an.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts legten die Gartengestalter ihr Augenmerk vermehrt auf architektonisch gestaltete Elemente. Terrassenbauten mit Treppen, gigantische Maueranlagen, Nischen und Grotten, Wasserorgeln und Springbrunnen bereicherten den Garten. Durch zunehmende Reisetätigkeit tauchten immer häufiger auch exotische Pflanzen auf. „So verband man denn schon früh die Nützlichkeit mit einer architektonischen Gestaltung und erreichte eine Doppelfunktion innerhalb des Zier- und Nutzgartens" (Heyer 1980).

1541 legte Conrad Gessner in Zürich zwei medizinische Versuchsgärten, die vor allem Heilkräuter enthielten, später einen dritten mit Zierpflanzen an. „Außer den Klöstern besaßen im 16. Jahrhundert vorweg die Apotheker und Ärzte zu Berufszwecken kleine Wurz- oder

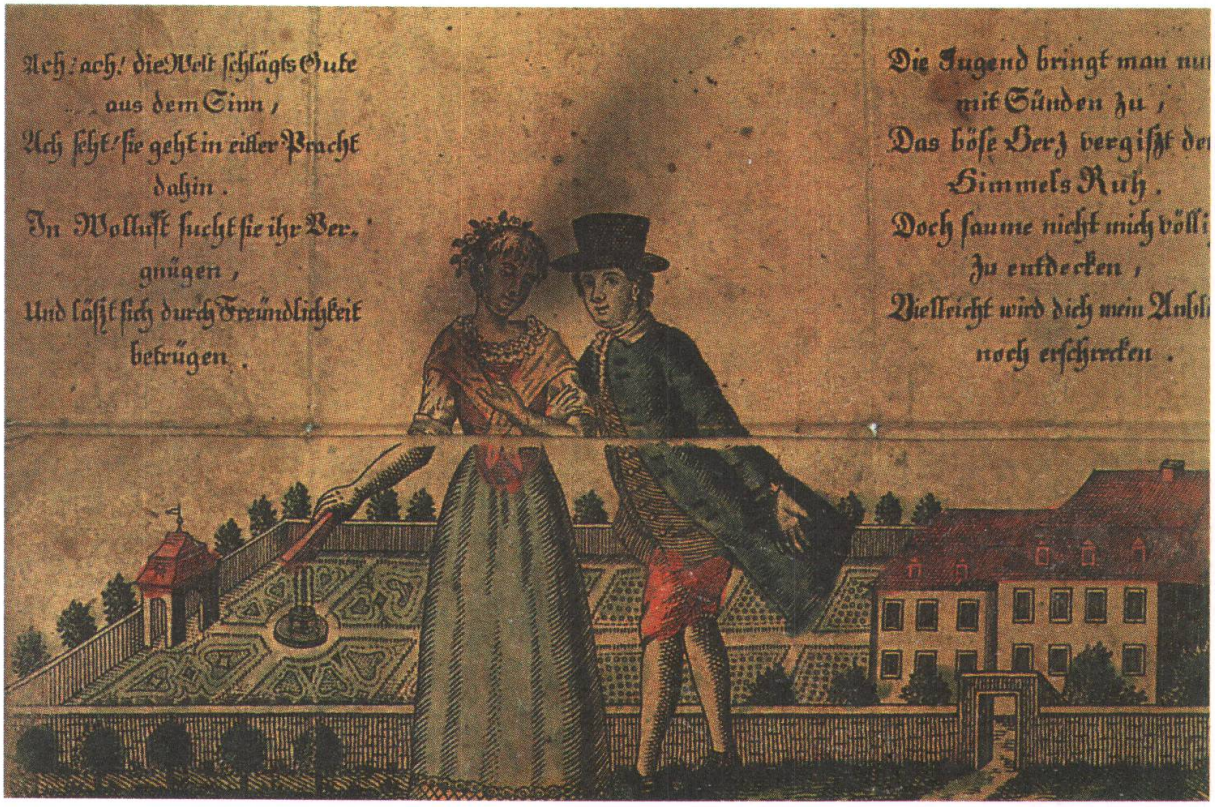

Abb. 1. Gartenanlage um 1750 (Kupferstich, Privatbesitz)

Medizinalgärten. ... Erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden in der Schweiz die ersten Schlösser und Herrschaftshäuser im Stile der Renaissance mit den entsprechenden Gärten" (Heyer 1980).

Solche Gärten finden wir beim Schloß Kastelen, Aargau; beim Schloß Marschlins, Igis, und beim Stockalperpalast, Brig.

Barock – Die Gärten im Absolutismus

Im 17. Jahrhundert wurde die formale Gestaltung des Gartens zu einer totalen Ordnung gesteigert; man wollte die Natur beherrschen. Die absolutistische Weltanschauung wirkte sich auch in der Gartengestaltung aus. Fürstliche und sonnenkönigliche Allmacht war weithin sichtbar. Als Ort, wo sich der vergnügungssüchtige Hof belustigten konnte, suchte die Herrschaft nicht nur die prunkvollen Gebäude, sondern auch den Garten aus. Frankreich wurde in Europa zum Vorbild der Gartenbaukunst.

Die Einheit von Haus und Garten, das architektonische Credo dieser Zeit, wurde im Barockzeitalter vollständig erreicht. Die Architektur richtete sich vermehrt auf den Garten aus, und andererseits führte der Garten die Architektur im Freien weiter. Es entstanden auf die Hauptachse ausgerichtete Räume, wie das Parterre, die endlos scheinenden Baumalleen, Kanalsysteme und die Boskette. Wesentliche Bestandteile der Barockgärten waren schmückende Anziehungspunkte wie kleine Tempel, Grotten, Balustraden und Pavillons. Im Gegensatz zu den Renaissancegärten wurden die barocken Anlagen auf einer Ebene angelegt. Aussichtshügel wurden durch Alleen ersetzt, und an Stelle von Kaskaden traten ruhende Gewässer wie Bassins und Kanäle.

Vor dem Schloßeingang, beidseits der Hauptachse, lagen die Parterres, die mit verschiedenen Blumenmustern und Wasserspielen ausgestattet waren. Die Form der Parterres änderte sich im Laufe der Zeit. Erwähnenswert ist das ‚parterre de broderie' (ab Ende des 16. Jahrhundert). In Mustern von Spitzenstickereien wurde Buchsbaum angepflanzt. Die Zwischenräume dieser Ornamente waren mit zerriebener Kohle, rotem Ziegelmehl, Muscheln und verschiedenfarbigen Kiessorten belegt.

Künstlichkeit und Formalität standen im Vordergrund. Bäume und Büsche wurden zu Kugeln, Quadern und Pyramiden zurechtgestutzt. Auch Tier- und Menschenformen waren beliebt.

Die ersten Barockgärten der Schweiz entstanden in Solothurn und Bern. „In Graubünden erhalten ganze Ortschaften ihr Gepräge durch die patrizischen Häuser und Gärten" (Hauser 1976). In der Schweiz wurden ausländische Vorbilder nicht einfach nachgeahmt. Neues vermischte sich mit Altem, Fremdes mit Einheimischem. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist der besterhaltene Barockgarten der Schweiz, beim Schloß Bothmar in Malans, erbaut 1740–1750 (Abb. 2).

Der englische Landschaftsgarten (Abb. 3)

Im England des 18. Jhs. entwickelte sich als Gegenbewegung zu Barockgartenanlagen – die auf dem Festland zu dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatten – der Landschaftsgarten. Die Beherrschung, ja Vergewaltigung der Natur und die künstliche Form wurden bekämpft. Die Natur sollte sich – wie der Mensch – frei entfalten können. Vorbild war nicht mehr die Architektur, sondern die Malerei und die Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts, wie beispielsweise C. D. Friedrichs Landschaftsmotive. Damit verloren geometrische Grundrisse an Bedeutung. Idealisierte Natur prägte die Arbeit der Gartengestalter. In der Schweiz, vor allem aber auch in England, wurden in Landschaftsgärten oft auch Alpengärten angelegt (siehe S. 190–191).

Ziel war es, auf begrenzten Grundstücken unendliche Weite zu realisieren. Evariste Mertens äußerte sich 1881 folgendermaßen: „Der Bewohner des Hauses oder sein Gast muß durch den vom Fenster gewährten Blick in den Garten gelockt werden und, denselben durchwandernd, noch diesem und jenem unerwarteten und interessanten Motiv begegnen, das seine Aufmerksamkeit weckt und ihn erholend beschäftigt; nur in diesem Fall wird der Aufenthalt ein wirklich kurzweiliger, angenehmer."

In Hausnähe gab es oft einen Wohngarten mit Brunnen, Gartenpavillon und Schmuckbeeten. Entsprechende Beispiele trifft man vor allem in Parkanlagen, Uferpromenaden und in heute öffentlichen Villengärten, z. B. bei den Villen Brühlstein und Brühlhalde in Winterthur, bei der Villa Patumbah in Zürich und bei der Villa Boveri in Baden.

Gartenarchitektur im 20. Jahrhundert

Der architektonische Garten

In der Schweiz wurden die letzten Landschaftsgärten anfangs dieses Jahrhunderts gebaut. 1909 jedoch kritisierte Paul Schulze-Naumburg: „Wenn man nämlich Gärten anlegt, so muß man dabei bekennen; ich mache jetzt einen Garten, das heißt, ein Menschenwerk, und

Abb. 2. Malans, Schloß Bothmar; Blick von der Hauptachse aus durch die geschnittenen Buchsbäume und Buchseinfassungen. Dieser herrschaftliche Bündnergarten gilt als eine der besterhaltenen Anlagen aus dem Barockzeitalter (Photo: H. P. Burkhart)

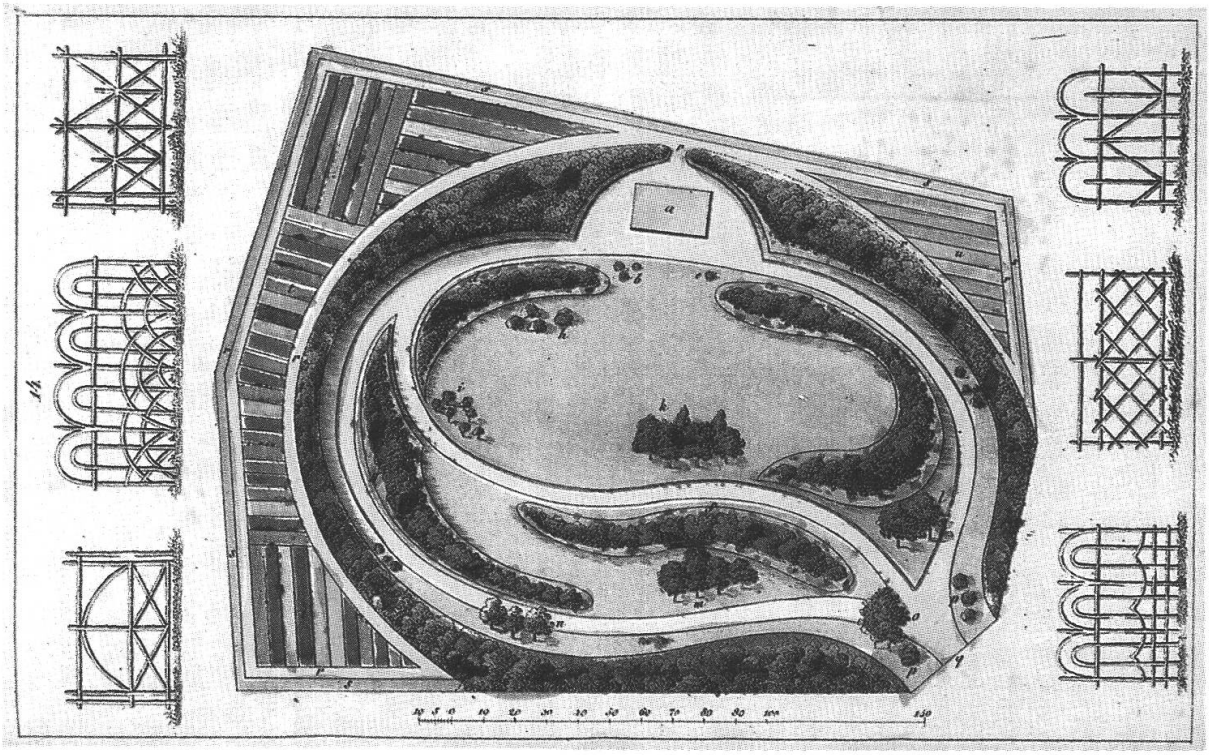

Abb. 3. Situationsplan eines Landschaftsgartens (aus Hertz 1840)

dabei nicht so tun, als ob man ein Flußgott wäre, der sich durch die Wiesen schlängelt. Wobei auf kleinen Flächen übertrieben gewundene Wege herauskommen, auf denen man sich keinen Schritt mehr vorwärts bewegen kann, sondern beständig bald rechts, bald links taumelnd durch den Garten tänzeln muß."

In der Folge wurde der Landschaftsgarten vom Architekturgarten abgelöst. Im Vordergrund standen geometrische und abstrakte Formen. Die Gartengestaltung nahm Bezug auf die Architektur des Hauses und den Siedlungskontext. Eine Einheit zwischen Haus und Garten wurde angestrebt. „Die Innenräume, das Bewohnbare des Hauses soll sich möglichst im idealen Grundriß wiederholen", schreibt Gothein (1926) zum damals angestrebten Garten. Man besann sich auf die formal gestalteten Renaissancegärten. Farben und Formen wurden aufeinander abgestimmt. Klare Grenzen, geometrisch orthogonale Beetformen, gerade Wege, viereckige Rasen und Wasserflächen sowie geschnittene Hecken und Buchskugeln bildeten die architektonischen Elemente des Gartens. Auch die englischen Cottage-Gärten beeinflußten die damalige Gestaltung. Beispiele finden wir in Winterthur bei den Villen Müller-Renner (1907) und Villa Tössertobel (1908), entworfen von der Firma Froebel, Zürich.

Der Wohngarten

Nach dem ersten Weltkrieg nahm die Überbauung vor allem in städtischen Gebieten stark zu. Wohnsiedlungen mit kleineren Häusern wurden errichtet. Dazu gehörten auch – im Sinne einer Erweiterung des Wohnraums ins Freie – die ihnen entsprechenden Kleingärten, sogenannte Wohngärten.

„Die Auflösung der Fassaden ermöglichte die Verschmelzung der ebenerdigen Wohnräume mit dem Wohngarten" (Heyer 1980). Der Garten gehörte zum Haus und seine Be-

wohnbarkeit stand im Vordergrund. In diesem Wohngartenraum wurde eine natürliche Landschaft künstlich nachgebaut. Im bewußt gestalteten Wohngarten verwendete man mit Vorliebe natürliche Materialien (Natursteinmauern und -beläge).

Le Corbusier formulierte 1927 sein Programm für den Gartenbau im Sinne: „Die Zeit der Gartenarchitekten ist vorbei. Der Garten ist Natur ums Haus. Seine Elemente sind Rasen, Bäume, Sträucher, Blumen, Wasser, Amseln, Tauben, Schildkröten u.s.w." (Corbusier 1927, zit. nach Heyer 1980).

Mit dem Bau von Reihenhäusern entstanden die Vorgärten, die sowohl zum Haus als auch zum Straßenraum gehören. Häuser mit Flachdächern wurden gebaut, erste Dachgärten entstanden als eine weitere Form des Hausgartens.

Neu gestalteten auch die Schweizer Gartenarchitekten Mertens, Ammann und Schweizer, die bis anhin architektonische Gärten entworfen hatten, Wohnräume im Freien. „Der Garten soll zu körperlicher Gesundung und Gesunderhaltung des Menschen beitragen, soll ihm die Möglichkeit einer vielseitiger Körperkultur in Licht, Luft und Sonne bieten. ... Wir wollen in unserem Garten leben, spielen, turnen – wollen ihn benutzen wie unsere Wohnung, die er ergänzen soll" (Bucher 1996).

„Bis Ende der fünfziger Jahre herrscht in Garten und Park aber die gepflegte Langeweile des ‚Wohngartenstils', der ‚blühenden Gärten', eine Mischung von miniaturisiertem und banalisiertem Landschaftsgarten, legitimiert mit heimattümlerischem Gedankengut, wie sie idealtypisch auch an der Landi 1939 vorgeführt wurde" (Kienast 1997).

Das ‚Neue Bauen' in den sechziger Jahren verlangte nach ‚Neuen Gärten'. Eine zweckmäßige Gestaltung stand im Vordergrund. Provokativ war der Einsatz von Beton an der ersten Schweizerischen Gartenausstellung, 1959. Das starre, neue Material stand in großem Gegensatz zu den lebendigen Pflanzen. „Beton verbindet, Beton gibt Form" (Cramer 1996). Ernst Cramer, der an der G 59 mit dem ‚Garten des Poeten' die Gartenszene bewegte, nutzte die Eigenschaften des neuen Materials Beton und setzte es kontrastrierend zu Naturstein ein (Abb. 4).

Die Leitmotive ‚Pflegeleichtigkeit' und ‚Kostengünstigkeit' der sechziger Jahre hatten eintönige, anspruchslose und langweilige Gärten zur Folge. „ Gartengestaltung wurde zum Massenprodukt, das die Vorstellung der ‚guten Form' verhöhnte" (Bucher 1996). Geschorene Rasen, *Cotoneaster* Monokulturen und immergrüne Pflanzen prägten die Grünräume.

Trotz der vorherrschenden Langeweile probierten Ammann, Baumann, Neukom und vor allem Cramer, die Gärten wieder mit Form und Inhalt zu belegen. Die Reduktion wurde zum Thema. Die Gartengestalter ließen sich unter anderem von den japanischen Gärten inspirieren.

Ökologiebewegung/Naturgartenbewegung

„Man soll wachsen laßen, was wächst, und menschliche Eingriffe auf das Allernotwendigste beschränken – die Natur ordnet sich schon selbst", schreibt der Holländer Louis G. Le Roy 1983 in seiner Streitschrift ‚Natur ausschalten, Natur einschalten'.

Die Naturgartenbewegung setzte sich die Verwilderung kultivierter Grünflächen zum Ziel. In den ‚wilden Gärten', auch Natur- oder Ökogärten genannt, durfte alles ‚Einheimische' wachsen. Die Sukzession wurde nicht gestört, und Tiere fanden einen ihnen entsprechenden Platz. Der Garten wurde zu einem Reservat für die Wildnis. Zufall war das ästhetische Leitmotiv: Die Natur gibt sich ihre Strukturen selber. Das Bild des scheinbaren Chaos galt als anzustrebendes Schönheitsideal.

Zwei Modelle waren richtungsweisend:

Der sozioästhetisch motivierte Wildgarten von Le Roy: Seine wichtigsten Gestaltungsbilder waren das Moment der Veränderung, die Abbildung des Zufalls und das Ruinenmotiv.

Abb. 4. Windisch, Wohngarten, gestaltet von E. Cramer (Photo: Archiv Hochschule Rapperswil)

Er versuchte, lenkende oder pflegerische Eingriffe zu vermeiden, Entwicklung und Gestaltung der Zeit zu überlassen.

Der naturschutzorientierte Garten von Urs Schwarz: Er kritisierte Naturausbeutung, Landschaftsvernichtung und -veränderung. Der Garten sollte Gegengewicht und Ausgleichsfläche zur ausgeräumten Landschaft sein. Sein Naturgarten setzte sich aus kleinteiligen, aneinandergereihten, künstlichen Biotopen zusammen. Blumenwiesen, Heckenpflanzen und Ökoteiche ersetzten die bis anhin üblichen Gartenelemente. „Gärten sollten als Lebensgemeinschaften verstanden werden, als Ökosysteme mit einheimischen Pflanzen und Tieren" (Bucher 1996).

Das ‚Gewöhnliche' gedeiht außerhalb, das ‚Besondere' innerhalb des Gartenzaunes. Dies galt, angesichts der Banalisierung der Landschaft, auch für den Naturgarten mit seiner größeren Artenvielfalt. Das erwachende ökologische Bewußtsein angesichts der immer größer werdenden Naturferne in Land- und Forstwirtschaft und der Versiegelung des Bodens führte zu Versuchen, wenigstens innerhalb des Gartens verschiedene ‚naturnahe' Biotope anzulegen. Die ‚gute Form' nach Bauhaus-Ideal sowie gezüchtete Pflanzen und Exotisches waren verpönt und wurden durch ‚Natürlichkeit' und Wildkräuter ersetzt. Züchter- und Gärtnerwissen waren nicht mehr gefragt, der Mensch wurde ausgegrenzt.

Der Garten als Schnittstelle von Natur und Kultur verlor sein Gleichgewicht.

Bauerngarten/Nutzgarten

Der Bauerngarten ist eine regionale Form und Ausprägung des Gemüse- und Blumengartens. Klima und regionale Traditionen prägen sein Aussehen. Seit Generationen pflegen Bäuerinnen die vererbten Gärten weiter (Hauser 1976).

Meistens ist der Garten von einem niedrigen Zementmäuerchen umgeben. Die darin eingelassenen Eisenprofile dienen zur Befestigung des Zaunes, der gewöhnlich aus Holzlättchen oder einem Diagonaldrahtgeflecht besteht. An windexponierten Orten schützen geschlossene Bretterwände den Garten.

In den Bauerngärten des Mittellandes führt ein unbefestigter oder mit Platten belegter Hauptweg durch die Mitte des Gartens. Beidseits des Weges liegen die Beete für das Gemüse. Entlang dem Zaun befindet sich meistens eine schmale Rabatte mit Blütenstauden (Abb. 5). Symmetrisch angelegte Einfassungen aus geschnittenem Buchs haben vor allem im Emmental Tradition. Pflanzenarten und -sorten konnten sich über Jahrhunderte halten und

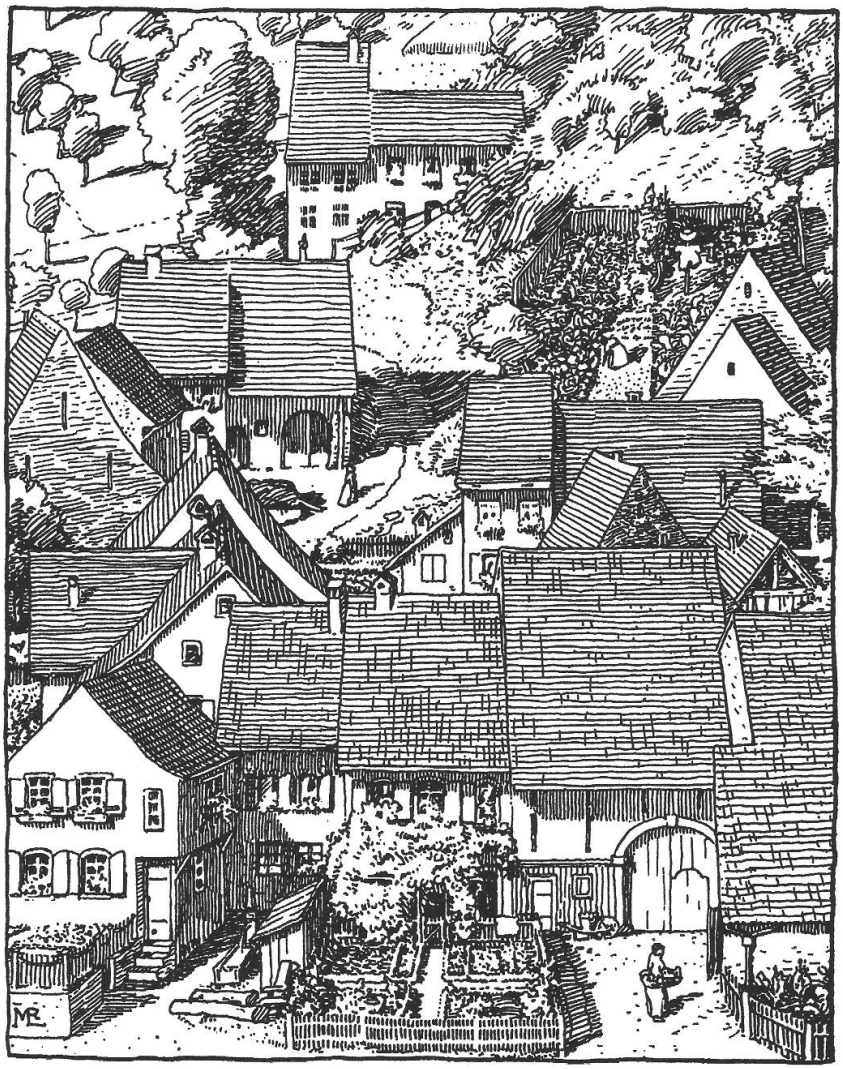

Abb. 5. Ormalingen, Dorfansicht aus dem 19. Jahrhundert; im Vordergrund ein Bauerngarten in klassischer Vierteilung (M. La Roche in Christ 1916)

Abb. 6. Leis, Vals. Noch auf 1500 m ü. M. wird Gemüse angebaut

werden noch heute kultiviert, wie zum Beispiel Goldlack, Pfingstrosen und Gewürzkräuter. Auch sind Rhabarber, Erdbeeren, Johannis- und Himbeeren in fast allen Gärten zu finden. Getrennt vom Hausgarten, in einiger Entfernung vom Wohnhaus, liegt der ‚Pflanzblätz'. Dort wird hauptsächlich Gemüse kultiviert, das in größeren Mengen gezogen und für den Winter eingelagert oder tiefgekühlt wird.

Anders sehen die Gärten in höheren Lagen mit kurzer Vegetationszeit aus (Abb. 6). Sie befinden sich eher an der Südseite des Hauses oder in geschützter Lage auf dem Feld. Angepflanzt werden unter anderem Kraut, Kohlarten, Karotten, Salat und Radieschen; auch fehlen Schnittlauch und Petersilie nicht. Bis in die sechziger Jahre waren es bescheidene Nutzgärten – die Bergler waren gezwungenermaßen keine Gemüseesser. Heute jedoch blühen in fast allen diesen Gärten auch Sommerflor und Stauden.

Eine Gartenform, die man in Vals kennt, ist der ‚Blachtagarta' – *Rumex alpinus* in Reinkultur. (Abb. 7). Die Pflanzen werden anfangs Juni und Mitte September ‚gschtraupft' (ausgerupft), dann in der ‚Führgruoba' (Feuerstelle) eingesotten und im ‚Mass-Gschtell' (ein Bretterverschlag) gelagert. Das sogenannte ‚Mass' (das Blackenmus) wird nach der Alpzeit den Schweinen verfüttert. Blacken sind nicht selten geworden, aber deren Gärten und ihre Verwendung als Tierfutter sind weitgehend verschwunden.

Alle Gartenformen haben sich aus dem Nutzgarten entwickelt. Bis in die sechziger Jahre hinein bestimmte dessen Funktion das Aussehen der städtischen Hausgärten. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung verschwanden allerdings Obst und Gemüse mehr und mehr aus den

Abb. 7. Vals, ‚Blachtagarta'

Gärten. In der Stadt wie auch in ländlichen Gegenden verwandelten sich Nutzgärten in reine Ziergärten. Wo jahrhundertelang Gemüse und Kräuter kultiviert wurden, pflanzte man Koniferen und Ziersträucher und legte Rasen an. In den achtziger Jahren wurde vermehrt der ‚alte Gemüsegarten' wiederentdeckt. Man besann sich erneut auf das Gärtnerwissen früherer Zeiten zurück.

Selbstgezogenes Gemüse und Obst liegen im Trend. Alte Nutzgartentraditionen und neue Gartenbewirtschaftungstheorien, Bio-Gartenbau und das Sammeln vergessener Nutzpflanzen blühen auf. Die Anzucht und Pflege von Blumen, Gemüse, Stauden, Gehölzen und die Kultivierung alter, in Vergessenheit geratener Nutzpflanzen sind für manchen Gartenbesitzer eine befriedigende Herausforderung.

Ein Geschenk vom eigenen Garten ist und bleibt etwas vom Besten!

Die Gärten der neunziger Jahre

Ein Spaziergang durchs Quartier zeigt ein kunterbuntes Sammelsurium unterschiedlicher Gartenkultur: Historische, denkmalgeschützte Villengärten liegen unmittelbar neben pflegeleichten und anscheinend gut funktionierenden Rasen-Koniferengärten, die in Stadt und Land, sommers und winters, jahraus und jahrein ein unüberschaubares Materialchaos in einer immergrünen Kulisse zeigen. Daran schließen sich Naturgärten, wie sie Schwarz propagiert hatte, mit Buchs gefaßte Bauerngärten, Stein- und Heidegärten, bei denen Landschaftsbilder von Geröllhalden und Heidelandschaften evoziert werden, und die auffallend gestalteten Haus-

gärten der Neuzeit. Sie alle bilden ein kontrastreiches Nebeneinander verschiedenster Gartenbilder.

Während der Garten früher für eine Familie einen nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Faktor darstellte, hat Gartenbesitz, Gartenpflege und -gestaltung heute eher mit Freizeitgestaltung, Erholung und Luxus zu tun. Neben der zunehmenden, scheinbar unbegrenzten Mobilität der Menschen und der Austauschbarkeit von gesichtslosen Orten wächst auch das Bedürfnis nach der Gestaltung eines individuellen, unverwechselbaren und eigenständigen Umfelds. Der Garten wird für viele zum Freizeitraum und zum Identifikationsobjekt.

„Im Garten, dem Mikrokosmos von Welt, treffen Natur und Kultur aufeinander und sind synthetisch miteinander verbunden. In ihm können wir den sorgsamen Umgang mit Natur wieder lernen, nicht indem wir Natur schützen, sondern indem wir uns ständig mit Natur auseinandersetzen. ... Im Garten tätig werden, heißt, ... schöpferisch zu arbeiten, Zukunft zu gestalten, den Entwicklungsprozeß zu beeinflussen und die Folgen der Interventionen zu kontrollieren. So kann deutlich werden, daß das Naturschöne seine Wurzeln nicht nur in der mystischen Überhöhung von urwüchsiger Natur, sondern vielmehr der künstlich gestalteten Natur hat. ... Garten ist gleichermaßen antiquiert und fortschrittlich, gestaltet und naturgewachsen, fremd und vertraut“ (Kienast 1997).

In der aktuellen Diskussion zur Garten- und Landschaftsarchitektur gewinnt der architektonische Garten wieder größere Bedeutung. Er wird mit Hilfe der geometrischen Linie organisiert und kontrastiert dadurch mit der üppigen, frei wachsenden Vegetation. Raumbildung, Einfachheit, Brauchbarkeit und Wirtschaftlichkeit entscheiden die Planung.

Ziel der Gartengestaltung ist es, aus einer beliebigen Fläche einen besonderen Ort, den Lebensraum für Menschen, Pflanzen und Tiere zu schaffen. Im Vordergrund stehen gestalterische, ökologische und nutzungsbezogene Aspekte. Ein Zusammenspiel von Kultur und Natur wird angestrebt. Der Bezug zum Vorhandenen, zur Umgebung und zur Architektur des Gebäudes sind wesentlich. Eine einfache formale Gestaltung und Reduktion prägen den zeitgemäßen Garten. Farbe, Form und Material, geschickt eingesetzt, erzeugen Sinnlichkeit. Ein Garten soll schön und nützlich sein.

Ausblick

Seit den 70er Jahren glaubt man dank neuer technischer Möglichkeiten an die Machbarkeit aller Dinge. Soziale Strukturen beginnen sich aufzulösen. Gemeinschaftsgefühl verändert sich zum ‚cocooning‘, dem Rückzug ins Individuelle. Familiäre Strukturen werden instabil. Das Rollenverständnis gesellschaftlicher Gruppierungen und der Geschlechter verändert sich. Mode wird durch Modetrends abgelöst, Mobilität wird eine wirtschaftliche Forderung. Die Löhne steigen und damit das Gefühl von Unabhängigkeit.

Der Garten ist nicht mehr Arbeits- und Subsistenzort, sondern zunehmend Erholungsort und Erlebnisort. Ähnlich wie im Barockzeitalter dient er auch wieder vermehrt der Repräsentation. Flexibilität und Standardisierung beeinflussen das heutige Bauen. Standardhäuser liegen im Trend; verlangen derartige Häuser einen Standardgarten? Einen Garten der sich mit Fertigelementen und Pflanzen aus dem Container collageartig und preisgünstig zusammenstellen läßt? Der Bezug zum Ort wird Nebensache. Internationalität würde das Aussehen dieser modulartigen Gärten prägen. Innert kürzester Zeit wäre es möglich, Teile dieser Standardgärten auszuwechseln. Der Garten würde den Modetrends angepaßt. Gartenbesitzer hätten die Möglichkeit, ständig neue Gartenbilder zu inszenieren, Gartenbilder z. B. von fernen Ländern. Die Entwicklung der Gartenbaukunst spiegelt Weltanschauung. Sie gibt uns in ihrem Rahmen ein Bild von Machtverhältnissen, Wissen und Können einer Epoche. Charakteristik der Gärten von heute – bedingt durch Mobilität, Flexibilität, Individualität und zunehmen-

den wirtschaftlichem Druck – lassen in einer Gesamtschau fürchten, daß ästhetisches Empfinden mehr und mehr verarmt und der Rationalität weicht.

Einerseits das Individuelle, anderseits das Uniforme, dort, wo die Sehnsucht nach dem Paradies am größten ist, wo alles Schöne, Kostbare und Seltene vorhanden ist, wo Pflanzen blühen und fruchten, Wasser plätschert und der Duft des modernden Laubes zu riechen ist. Mag vor lauter Mobilität alles vorbeiziehen, der Garten, das eingefriedete ‚Paradies', bleibt am Ort. Der Bezug zum Ort, das Gefühl von Seßhaftigkeit und Heimatverbundenheit wird nicht aufgegeben. Oder sind Gärten gar Rückzugsgebiete in der hektischen und fordernden Gesellschaft? Kienast formulierte: „Der Garten ist der letzte Luxus unserer Tage, denn er fordert das, was in unserer Gesellschaft am seltensten und kostbarsten geworden ist: Zeit, Zuwendung und Raum" (Kienast 1997).

Gewiß hat sich der Hausgarten der überbordenden Individualisierung der letzten Jahrzehnte angepaßt. Es ist schwer zu sagen, wie dies zum Ausdruck kommt. Fest steht allemal: Viele Menschen haben ein Bedürfnis nach Garten.

Nach wie vor bieten Form und Inhalt faszinierende Gestaltungsmöglichkeiten. Individuelle Vorstellungen können derart verbunden werden, daß sich gebaute, formale und natürlich gewachsene Elemente gegenseitig beeinflussen und der Blick aufs Wesentliche gerichtet wird, auf die Seele, das Individuelle eines Gartens.

Maßgebend für das Aussehen der Hausgärten – ob hängend, fahrend oder gar schwebend – wird weiterhin das Verhältnis zwischen Natur und Kultur sein, das Verhältnis zwischen ‚sich lenken lassen' und ‚lenken wollen' zugunsten einer fühlbaren Harmonie, wozu Liebe und Leidenschaft, ‚la passione', zu allen Zeiten Grundvoraussetzung waren.

Gartenpflanzen

Ein Garten – Wunsch und Plan

Wenn zwei Botaniker, die der Naturgartenidee verpflichtet sind, einen Garten selber entwerfen und bepflanzen, ist absehbar, daß sich nach 15 Jahren vor ihren Augen eine Hochstaudenflur ausbreitet und die Sträucher sich anschicken, auch das Wohnhaus zu erobern. Verschwunden sind die offenen Stein- und Kiesplätze und mit ihnen alle Arten, die Sonne, mageren Boden und guten Wasserabzug verlangen. Der Teich ist eingewachsen, die Wassertiere führen ein unbeobachtbares Leben und im Gemüsegarten blühen zwischen Spierstaude, Wasserdost und Waldsimse Kopf- und Feldsalat.

Grund genug, den Garten vollständig zu erneuern und mit dieser Arbeit Spezialisten, d. h. Gartenarchitekten, zu beauftragen. Die Ansprüche an den neuen Garten erschöpften sich in zwei Wünschen: Ein Gartensitzplatz und Platz genug für die rund 300 Sträucher, Stauden sowie Zwiebel- und Wasserpflanzen, die der Konkurrenz wüchsigerer Arten nicht erlagen.

„Wie sieht der Garten für Botaniker aus?

Moos Lehm Solitärbienen
Taschentuchbaum Sand Libellen Binsen Kies
Igel Spritzgurke Erde Schmetterlinge

Wie formt man diese Gedanken zu einem Garten?

Haus und Garten liegen in einem Reihenhausviertel am Greifensee. Vom Wohnen in einer reizvollen Landschaft zur Arbeit in der Stadt, pendeln fast alle hier. ...

Ist der neue Garten ein erweitertes Forschungsfeld der täglichen Arbeit? Eine Miniaturisierung der Landschaft, ein Naturmodell?

Abb. 8. Privatgarten in Maur, gestaltet von Kienast Vogt Partner. Betonplatten, einer aufbrechenden Eisplatte nachempfunden

An der Längsseite des Gartens bildet eine lange Stampflehmmauer aus dem anstehenden Boden eine räumliche Grenze. ... Vorfabrizierte Betonplatten in amorpher Form greifen vom Sitzplatz am Haus in den Garten (Abb. 8). Die teils über sieben Meter langen Platten sperren sich ähnlich wie die lange Mauer gegen die Kleinteiligkeit des suburbanen Ortes. ...

Lehm, Sand, Kies, Erde bedecken streifenförmig den Gartenboden. Präzise begrenzt erscheinen sie durch die unterschiedliche Textur wie Versuchsflächen für Pflanzenanbau. Zwischen Haus und Lehmmauer sind schmale Wasserbehälter auf den Sandboden aufgelegt. Die ursprüngliche Großvegetation wie die Wildhecke an der Südgrenze, die Schlehe vor dem Sitzplatz und die Bäume vor dem Hauseingang sind Teile des neuen Gartens. ... Auf Exkursionen gesammelte Pflanzen werden in das ihren spezifischen Ansprüchen entsprechende Substrat gepflanzt oder gesät. Die Bepflanzung des Gartens ist somit nicht nach planerischen Vorgaben angelegt, sondern das Resultat der täglichen Arbeit der Bewohner" (Vogt 1997).

Soweit die Gedanken der Gartenarchitekten. „Mimesis. Ein botanischer Garten" ist denn auch der Name, der diesem Garten verliehen wurde.

Die Herkunft der Gartenpflanzen

Um den Pflanzplan für den Staudengarten zu entwerfen, wurden Stunden mit dem Studium des Lexikons „Die Freiland-Schmuckstauden" (Jelitto, Schacht und Fessler 1990) zugebracht. Die Autoren geben unter Berücksichtigung der natürlichen Standortsverhältnisse

Hinweise für die Kultur von 3705 Arten (inkl. Arthybriden, aber ohne Sorten) in 774 Gattungen aus 104 Familien, d. h. aus fast allen Familien weltweit, denen krautige Vertreter angehören (Heywood 1982). Eine neue Welt tat sich auf, die Welt der Gartenpflanzen. Diese faszinieren durch ihre „enge Verbindung mit der Geschichte von Eroberungen und Kriegen, mit dem Handel, den Zeiten des Friedens und des Wohlstandes und den Veränderungen des sozialen Lebens" (Stuart 1998).

Das Sammeln von Samen fängt schon vor Baubeginn an. Zu den rund 300 Arten (75 Geophyten, 130 Stauden und Gehölze), die bereits im „alten" Garten wuchsen, gesellen sich bis Frühling 1996 Samen und Jungpflanzen für die Bepflanzung der Kies- und Sandstreifen. Da sie nur zum kleinsten Teil im Handel erhältlich sind, bleibt nur, sie selber zu sammeln und zu ziehen. Das bedeutet, daß sie fast alle einheimisch sind.

Wie aber sind fremdländische Pflanzen in unser Land gekommen? Wer hat sie gebracht? Wann fing das Sammeln von Arten, die als gartenwürdig erachtet wurden, überhaupt an? Diesen Fragen soll anhand der Artengarnitur der Schweizer Bauerngärten nachgegangen werden. Mit wenigen Ausnahmen werden, wie in der ganzen Arbeit, nur winterharte Blütenstauden behandelt.

Die Gewächse der *Bauerngärten*, schreibt Christ (1916), sind, wenigstens teilweise, lebende Zeugen und Nachkommen jener Kulturen, welche in den Gärten des frühen Mittelalters angelegt wurden. Bauerngärten spiegeln, oder spiegelten noch anfangs dieses Jahrhunderts somit nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende der Gartenkultur. „Darum lohnt es sich, diese bescheidenen, ehrwürdigen Pflanzen im einzelnen zu betrachten." Christ gibt in seiner Arbeit einen Überblick über den alten Bauerngarten. Dieser bot noch nicht „den leuchtenden Glanz des heutigen, wo das blendende Feuer der brasilianischen Salbei, der flammende Purpur der Kaktusdahlien und das aufdringliche Gelb mannshoher anderer Kompositen fremder Provenienz uns hypnotisieren".

Die folgenden Ausführungen beziehen sich allein auf das Kapitel „Der Blumenflor". Blumen, die keine Nutzleistung erbringen und lediglich zur Freude angepflanzt werden, geben uns Hinweise auf eine nicht vom Profit, sondern von der Ästhetik geprägte Zuwendung des Menschen zu seinen Gewächsen. Christ spricht gar vom „veredelnden Einfluß der Gartenkultur auf die Landbevölkerung." Lilie, Rose und Iris wurden im 9. Jahrhundert zwar als Heilpflanzen gerühmt. Aber war das nicht einfach eine Ausrede? Die Hexameter des Reichenauer Mönches Walahfried Strabo beschreiben, wie er seinen Nutzgarten bestellt. Die Madonnenlilie aber preist er nicht ihres Nutzens, sondern ihres Glanzes und ihres Duftes wegen.

Dem Blumenflor wurde im Bauerngarten ein eher bescheidener Raum zugewiesen. Dennoch nennt Christ über 70 Gattungen, die oft mit mehr als einer Art oder Sorte vertreten waren. An einheimischen Einjährigen und Winterannuellen führt er Gänseblümchen, Stiefmütterchen (*Viola tricolor* s.str.), Vergißmeinnicht und die kaum erst eingedrungene Kornblume auf. Daß uns so vertraute Arten wie Ringelblumen, Roter Fingerhut, Judas-Silberling und Gretchen-im-Busch (*Nigella damascena*) nicht einheimisch sein sollten, überrascht. Das Exotische glaubt man einer aufdringlich leuchtenden Stinkenden Hoffart (*Tagetes* sp.), einer Rudbeckie und dem „Kapuzinerli" (*Tropaeolum* sp.) viel eher.

Zwiebelgewächse, „Patrizier unserer Gartenblumen" nennt sie Christ, erfreuten sich auch damals hoher Wertschätzung. Neben den fremdländischen Arten – Hyazinthen, Kaiserkrone (Abb. 9), Chalcedonischer Türkenbund, Goldkrokus, Madonnenlilie (*Lilium candidum*) – nehmen sich die einheimischen Schnee- und Märzenglöckchen, Dichternarzisse und Osterglocke recht bescheiden aus. Einzig die Feuerlilie (in Schweizergärten immer *Lilium croceum* und nicht *L. bulbiferum*) schafft dank der Leuchtkraft ihrer rotgoldenen Blüten einen Ausgleich. Von den Tulpen wird später die Rede sein.

Abb. 9. Kaiserkrone, *Fritillaria imperialis* und Dahlie, *Dahlia* sp. (M. La Roche in Christ 1916)

Stauden (Hemikryptophyten) machen den Hauptharst der Bauerngartenpflanzen aus. Als „ziemlich gemein" bezeichnet Christ Stockrose (*Althaea rosea*), „Friesli" (*Dianthus plumarius*), die schwarzpurpurne Skabiose (wahrscheinlich *Scabiosa atropurpurea*) wie auch das Bauernvergißmeinnicht (*Omphalodes verna*). Gartenblumen, die bereits langsam dem Vergessen anheim fielen, sind die „Brennende Liebe" (*Lychnis chalcedonica*), Grasnelke (*Armeria maritima*), die Nachtviole (*Hesperis matronalis*) sowie die „Schweizerhosen" (*Gladiolus* sp.). Leberblümchen, Hauswurz (*Sempervivum tectorum*, Abb. 10), Veilchen und Maiglöckchen wurden häufig gepflanzt. Keinem Garten aber fehlt die Christrose und die hoch gepriesene Aurikel, diese aber bereits als Arthybride *Primula* × *pubescens* (Eltern *P. auricula* und *P. hirsuta*) mit weißbestäubtem Schlund und dunkelroten, samtfarbigen Kronzipfeln. Öfter sieht man auch die Taglilie (*Hemerocallis fulva*), die zu dieser Zeit bereits am Verwildern war – ein klassischer Gartenflüchtling.

Aus gekauften Samen ging ein Stiefmütterchen mit samtig schwarzpurpurnen Blüten auf. Es gelingt, diese Form, die offensichtlich ein Produkt fortgesetzter Auslese ist, bis in den Garten der Eltern eines alten Gärtners zu verfolgen. Wer war wohl der Schöpfer dieser Gartenblume?

Daß einheimische Blumen als Zierde in den Garten geholt wurden, ist eine Tradition, die mindestens bis ins Mittelalter zurückreicht. Gesammelt wurden deshalb Pflanzen mit größeren Blüten, kräftigeren Farben, stärkerem Duft und auch mit panaschierten Blättern. Fand sich etwa eine weißblühende Varietät oder eine Pflanze mit gefüllten Blüten, wurde sie bevorzugt in den Garten geholt, „weil man nicht pflanzt, was man draußen haben kann", wie Christ dazu bemerkt. So kommt es, daß die Stengellose Frühlingsprimel (*Primula acaulis*) in einer trübroten Spielart, schwarzviolette Stiefmütterchen mit gelbem Zentrum, violette Immergrün und rote oder weiße Kornblumen als Zierpflanzen gehegt und gepflegt wurden.

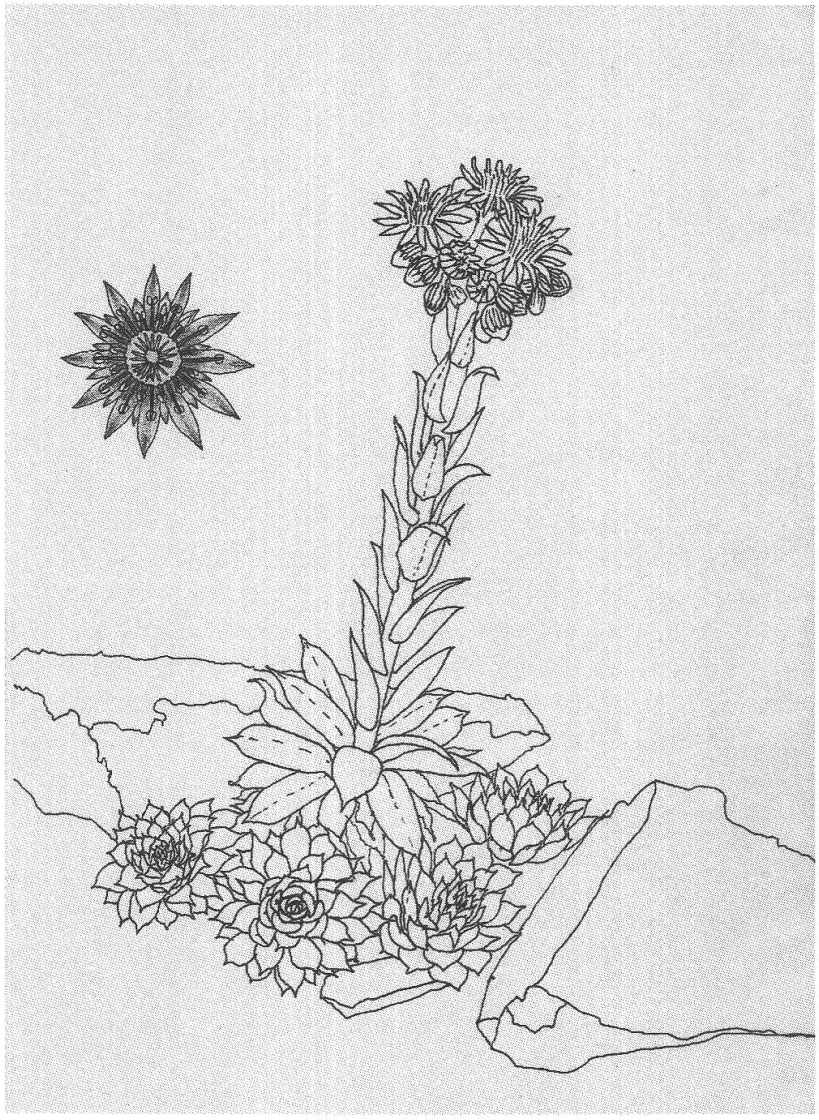

Abb. 10. Hauswurz, *Sempervivum* sp. (Original und © I. Berney)

Maiglöckchen etwa, Osterglocken, Schneeglöckchen, Akelei und Levkoje sind im Garten nur mit gefüllter Blüte erwünscht, von der Nachtviole vor allem die weiße gefüllte Form und das Leberblümchen stets rot und gefüllt. Sogar der Kriechende Hahnenfuß wurde im Garten geduldet, falls er „doppelte" Blüten trug. Gessner brachte 1541 als erster gefüllte Veilchen (*Viola odorata*) nach Hause. 1560 waren sie bereits in fast allen Zürcher Gärten anzutreffen (Fretz 1948). ‚Flore pleno'-Arten wurden sogar für würdig befunden, in Herbarien aufgenommen zu werden. Snodgrass, ein schottischer Medizinstudent, sammelte bereits 1678 in den Niederlanden nicht weniger als 20 Exemplare, u. a. aus den Gattungen *Fritillaria, Anemone, Caltha, Ranunculus, Prunus* und *Myrtus* (Dickson 1994).

Ähnliche Beobachtungen stellen Botaniker in ihrem Garten an. Es überrascht, daß einzelne der aus Wildsamen aufgewachsenen Pflanzen weiße Blüten hervorbringen: Wegwarte, Moschusmalve, die Nesselblättrige Glockenblume. Die Levkoje, eine der ältesten Bauerngartenpflanzen, kam von selbst auf. Woher kommt sie wohl? Wo liegen die Ursprungsländer der Bauerngartenblumen?

Obwohl sich in den Landsitzen der Städter der Wechsel vom Barock zum englischen Landschaftsgarten spiegelte, blieben Bauerngärten durch Jahrhunderte, Christ meint, durch Jahrtausende, der Tradition treu. In ihrer Pflanzengarnitur waren sie nur wenig verschieden von denjenigen der Klostergärten. Im ‚dunklen' Mittelalter waren die Klöster das Bollwerk, hinter dem die Blume die ihr abgeneigten Jahrhunderte überdauert hat (Borchardt 1968). Sie überlieferten das klassische Erbe einer wohlhabenderen Nachwelt, führten aber auch neue Pflanzen ein. Zierpflanzen, wie Rosen, Madonnenlilie (*Lilium candidum*), Schwertlilien *(Iris germanica var. florentina),* Ringelblumen, wahrscheinlich auch Taglilien, Levkojen, Goldlack und Wohlriechende Veilchen bildeten Teil des klösterlichen Nutzgartens. Sie dienten einerseits als Heilpflanzen, andererseits als Symbol und Schmuck (Heyer 1980). Der Einfluß der Klöster war vorwiegend mediterran, mit Blumen römischer Gärten, und wurde in den folgenden Jahrhunderten mit lokalen Arten (z. B. Gänseblümchen, Primeln, Akelei, Eisenhut, Türkenbund, Narzissen und Osterglocken) überpflanzt. Für die englischen Gärten des 14. Jahrhundert weist Harvey (1994) *Geranium sanguineum*, *Geranium pratense* (Blutroter und Wiesenstorchschnabel), Wiesenmargeriten, Scharfen Mauerpfeffer und Immergrün nach. Von Stockrose und Brennender Liebe (‚Jerusalemli') weiß die Legende, sie seien von Kreuzrittern gebracht worden, wobei die erstere bereits den Weg über die „Seidenstraße" von China nach dem östlichen Mittelmeer hinter sich gebracht haben soll. Eine weitere Art der Bauerngärten stammt nachweislich aus China: die Gelbe Taglilie. Von den Völkern des Nahen Ostens war sie als Heilpflanze sehr geschätzt, und die chinesischen Händler wurden dafür gut bezahlt (Schneebeli-Graf 1991). Mit den Römern kam sie später nach Mitteleuropa.

Zwei Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung wirkten sich im 16. Jahrhundert auf die Zusammensetzung der Gartenflora aus: der Fall Konstantinopels (1453) und damit die Aufnahme diplomatischer Beziehungen des Heiligen Römischen Reiches zum Osmanenreich und, beginnend mit dem Jahr 1492, die Entdeckung der Neuen Welt. Ein zweites Mal erreichten Blumen des Mittelmeeraumes und des nahen Ostens die nördlicheren Gärten. Über Wien und die Niederlande einerseits, über Spanien und Paris andererseits trafen Kostbarkeiten ein. Kaiserkrone, Chalcedonischer Türkenbund und Hyazinthe aus der beeindruckenden Schar an Knollen- und Zwiebelpflanzen der zwischen 1570 bis etwa 1610 über Konstantinopel eingeführten Arten fanden ihren Weg in die Basler Bauerngärten, Ranunkeln in diejenigen von Zug. Neu ist, daß diese Gartenblumen bereits hochentwickelte persische Kulturformen waren, „Vorboten des morgenländischen Blumengartens" (Borchardt 1968).

Dahlien hingegen, 1784 aus Mexiko eingeführt, waren Botschafterinnen aus der Neuen Welt. „Kinder des neuweltlichen Reiches, herrschen sie nun neben den Kindern des alten Ostens, den Rosen, wie sonst keine Blume. ... darin wetteifern die bunten Scharen Amerika's (sic!) mit dem glühenden Rosenvolke des Morgenlandes, daß sie mit unverwüstlicher Lebenslust unser Herz bis an das Ende des Jahres begleiten ..." (Keller 1941). Dahlien (Abb. 9) wurden aus Mexiko über Madrid in Europa eingeführt und erreichten die Schweiz wahrscheinlich von Frankreich her. Die mattblaue Herbstaster, 1687 in Belgien als neue Art beschrieben, Sonnenblume, Immortelle und Kapuzinerli (Gelber Rittersporn) bereicherten fortan die Farbenskala der Bauerngärten. Der erste Phlox, von bleichrötlicher Farbe, verdient besonders erwähnt zu werden. John Bartram, Bauer in Nord-Karolina und Botaniker, sandte die Vorfahren dieser Bauerngartenblume in den 30er Jahren des 18. Jahrhundert nach England (siehe S. 88).

Nur zwei europäische Wildtulpen, beide aus Griechenland, schmücken den Garten. Die im Wandkies wachsenden Tulipa gesnerana *und* T. grengiolensis, *beide für die Schweiz angegeben, sollen trotzdem nicht einheimisch sein.*

Wenige Pflanzen können mit einer derart ausgefallenen Geschichte aufwarten wie die Tulpen.

Die *Tulpe* kam in Europa relativ spät an. Innerhalb von Jahrzehnten aber eroberte sie den Kontinent und zog eine fanatische Liebhaberschar an. Sie stachelte Menschen zu Verbrechen an, ließ sie Vermögen verlieren und verursachte 1637 den ersten Börsenkrach der Geschichte.

Obwohl Tulpen in die türkische, persische und russische Literatur des 12. Jahrhunderts Eingang fanden und lange schon türkische Gärten schmückten, waren sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Europa unbekannt. 1554 sah ein Botschafter des deutschen Kaisers, de Busbeque, auf seiner Reise an den Hof des Sultans die Blume, welche „tulipam" genannt wurde. Durch ihn gelangten Samen und Zwiebeln nach Wien. Im Garten des Bankiers Herwart (Augsburg) sah sie Gessner 1559 in einem einzigen Exemplar. Er beschreibt sie wie folgt: „Eine Gattung roter Lilien scheint auch die Tulpe der Türken zu sein. ... Diese Tulpe da (denn auch ein anderes Kraut mit gelber Blüte wird mit diesem Namen bedacht) war für Italien (wenn ich mich nicht täusche) vorher fremd und konnte vielleicht nur in einem Garten gesehen werden. Mir war es beschieden, in Augsburg eine einzige Pflanze, die von Byzanz herkam, wie es hieß, ... blühend zu sehen" (Fretz 1948). Diese Tulpe wurde später zu Ehren Gessners von Linné *Tulipa gesneriana* genannt.

In der Folge verbreitete sich die Tulpe sehr schnell über ganz Europa. Der Gelehrte Clusius, Botanikprofessor in Wien, später in Leiden, erwarb die kostbaren Zwiebeln und bereicherte damit 1593 den Botanischen Garten Leiden, wo sie prompt gestohlen wurden. Clusius wurde, vielleicht unabsichtlich, zum Begründer der Tulpenindustrie in Holland. Forstus allerdings, ebenfalls Botanikprofessor in Leiden, konnte in späteren Zeiten keine Tulpen mehr sehen, ohne mit seinem Spazierstock nach ihnen zu schlagen (Fisher 1982).

Wilde europäische Tulpen-Arten wurden merkwürdigerweise erst nach der Einführung der ‚Türkischen Tulpe' bekannt. In Europa einheimisch sind lediglich sieben oder acht Arten, eine einzige davon, die Südliche Tulpe, nördlich der Alpen.

Die ‚Türkische Tulpe' war, wie sich später erwies, eine Gartenrasse unsicherer Herkunft und Abstammung sowie von erstaunlicher Variabilität. Zur Konsternation der Botaniker aber tauchte sie im frühen 19. Jahrhundert in veränderter Gestalt wieder auf. Die erste dieser Formen wurde in der Nähe von Florenz 1822 gefunden, weitere in den nächsten 70 Jahren vor allem am südlichen Alpenfuß und die letzte, die Grengjer Tulpe, erst 1946 im Wallis. Sie gaben Anlaß zu endlosen botanischen Diskussionen. Tatsächlich sind sie Gartenflüchtlinge, welche von der ‚Türkischen Tulpe' abstammen, d.h. der Gesneriana-Sektion der Gattung angehören (Brickell & Sharman 1986).

Die Erweiterung der Tulpenkenntnisse kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert aus Rußland. Eduard Regel, der von seiner Stellung als Leiter des Botanischen Gartens Zürich als Botanikprofessor nach St. Petersburg berufen wurde, beschrieb zwischen 1873 und Ende 1892 zahlreiche neue Tulpenarten (u. a. *T. eichleri, fosteriana* und *linifolia*). Immer weitere ‚Tulipanen' wurden in Russland entdeckt, und Zentralasien stellte sich mit fast 60 Arten als eines der zwei Mannigfaltigkeitszentren der Gattung heraus. Von 1929 bis 1934 exportierte der Botanische Garten Taschkent Wildtulpen nach Holland, wo sie züchterisch ‚verbessert' wurden (Botschantzewa 1982). Viele davon sind heute als sog. ‚Botanische Tulpen' im Handel.

Allen Besuchern des Gartens fallen sofort die Riesenblätter der Südamerikanerin Gunnera tinctoria *(Mammutblatt, Abb. 11) auf. Alle Versuche herauszufinden, welcher Pflanzenjäger sie sammelte und wer für ihre Einführung in Europa verantwortlich war, schlugen fehl.*

Abb. 11. Blätter des Mammutblattes, *Gunnera* sp. im Gegenlicht

Im Grunde genommen sind alle Gärtner im Herzen *Pflanzenjäger*, sei es auf Ferienreisen, sei es beim Besuch eines Sichtungsgartens oder während des langen blütenlosen Winters in Blumenkatalogen. Der Wunsch, mit der einen oder anderen Art seinen Garten zu verschönern, ist immer präsent.

Nicht alle Pflanzensammler aber setzen Vermögen oder gar ihr Leben allein um der Schönheit der Blumen willen aufs Spiel. Abenteuerlust spielt sicher mit eine Rolle, und viele Sammler wurden im Auftrag von botanischen Gärten, Gärtnereien, reichen Auftraggebern oder gar vom Staat auf Pflanzensuche geschickt. Nicht nur Gärtner oder Botaniker finden sich unter den Menschen, die das „Grüne Gold" sammelten, sondern auch Diplomaten, Kreuzritter, Kaufleute, Missionare, Piraten, Weltreisende und Kapitäne. Sie alle trugen zum Pflanzenreichtum der europäischen Gärten bei.

Im 17. Jahrhundert galt die Pflanzensuche vor allem Heilkräutern und wurde in erster Linie von Apothekern und Ärzten, meist hervorragende Botaniker, betrieben. Viele dieser Sammler besaßen Gärten, in denen die Gewächse gezogen, vermehrt und beobachtet werden konnten. So auch einer der erfolgreichsten Pflanzensammler der Schweiz, *Conrad Gessner* (1516–1565). Er sammelte rund 500 der Wissenschaft unbekannte Arten – ein Schock für die Traditionalisten, die noch im Banne der Botaniker der Antike, z. B. Dioskorides, Theophrast und Plinius, standen. Gessner war Arzt und zugleich einer der bedeutendsten schweizerischen Wissenschafter im 16. Jahrhundert, der auch im Ausland hochgeachtet war. Für seine „Naturgeschichte der Pflanzen", die wegen seines frühen Todes nicht vollendet wurde, sammelte er jahrelang Material auf Exkursionen, die dem Studium der Pflanzen dienten. Gut

kannte er den Kanton Zürich, und von seinen zahlreichen Ausflügen z. B. auf den Albis und die Lägern brachte er immer wieder Pflanzen mit. Auch die Flora der weiteren Umgebung des Walensees war ihm vertraut, und im Randengebiet sammelte er sieben Arten, die alle in seinem Garten einen Platz fanden. Hier wuchsen auch etwa 50 Alpenpflanzen, die er wohl von seinen Alpenreisen auf den Pilatus und in die Bündnerberge mitgebracht hatte. Nachdem er 1537 vor allem am Genfersee, in Savoyen und im Wallis botanisiert hatte, führten ihn 1540 bis 1541 verschiedene Reisen in Frankreich bis nach Montpellier. Das Jahr 1544 sah ihn in Venedig. Er botanisierte aber nicht nur in Feld und Wald sondern auch in Zier- und Nutzgärten. So besuchte er in Deutschland Botaniker, Ärzte und auch Gartenbesitzer in Frankfurt a. Main, Augsburg, Straßburg, Lindau und Rottweil. Nicht nur von ihm selbst gesammelte Pflanzen pflegte er in den Zürcher Gärten. Er besaß zudem Pflanzen, die ihm z. B. aus Basel, Schaffhausen, Straßburg, Padua, Verona, Konstantinopel und Montpellier zugeschickt wurden. Sein kleiner Wintergarten beherbergte Orangen-, Zitronen- und Olivenbäumchen, Zypressen und Lorbeer. Hin und wieder beklagte er sich über das Klima Zürichs, das ihn daran hindere, noch mehr Arten anzupflanzen. Reisen, Pflanzentausch und Schenkungen schlugen sich in seinem Werk „De hortis Germaniae liber" nieder. Hier beschrieb er die damaligen Gärten und neue Pflanzen, hatte das Buch aber auch als Katalog für den Pflanzentausch gedacht.

Nur wenige Pflanzen aus Nordamerika, eine kleinblütige Herbstaster, Goldmelisse und einige Trillium-*Arten sind im Garten vertreten. Der Wunsch, zusätzliche Arten aus der Krautschicht eines nordamerikanischen Laubwaldes anzusiedeln, bleibt vorläufig unerfüllt.*

Christ (1916) erwähnt als ‚alte' Pflanze auch die Immortelle (*Anaphalis margaritacea*), die zu jener Zeit bereits schon mehr neben dem Garten als in ihm zu finden war. Diese Art wurde von John Tradescant d. J. 1654 aus der eben gegründeten englischen Kolonie Virginien nach England gebracht.

Vater (ca. 1570–1638) und Sohn *Tradescant* (1608–1662) waren in England zweifellos die ersten bedeutenden Gärtner und Sammler exotischer Pflanzen. Neben der Leitung berühmter Gärten, kultivierten sie auch einen eigenen, der sich zu einem gärtnerischen Zentrum in England entwickelte. Von hier aus wurden Pflanzen und Samen weitherum geschickt und verkauft (Leith-Ross 1984).

John Tradescant d. Ä. stand als Gartengestalter im Dienste mehrerer einflußreicher Staatsmänner, ja sogar des Königs, Charles I. In deren Auftrag bereiste er verschiedentlich den europäischen Kontinent um „absonderliches Grünzeug" aufzukaufen. Von Reisen in die Niederlande und nach Paris brachte er neben Weinreben und Obstbäumen Nelken, Anemonen, Narzissen und 800 Tulpenzwiebeln nach Hause.

Seine eigentliche Liebe gehörte aber der Pflanzenjagd auf freiem Feld. Dazu erhielt er 1618 Gelegenheit. Als Begleiter einer Handelsdelegation reiste er nach Rußland. Während dieser Reise gelangte er bis nach Archangelsk, wo er neben anderen Pflanzen Weißen Germer (unter dem Namen ‚*Helleborus albus*') sammelte. Zwei Jahre später nahm er an einer Expedition zur Bekämpfung des Korsarenwesens im Mittelmeer teil. Während der sieben Monate dauernden Kreuzfahrt gelang es ihm, Samen und Zwiebeln später beliebter Gartenpflanzen zu sammeln, wie eine wilde Gladiole und vier Zistrosen-Arten. Ob ihm die Einführung der rotblühenden Unterart der Stengellosen Primel zugeschrieben werden kann, ist zweifelhaft. Sie wuchs aber in seinem Garten und trug in der Folge zur Farbskala der Gartenprimel bei.

1634 führte er in seinem Gartenkatalog „Plantarum in Horto" über 750 Pflanzen auf. Den größeren Teil dieser Gewächse verdankte er Auslandkontakten. Rudbeckien und die Kana-

dische Goldrute erreichten ihn via Paris und die nach ihm benannte Dreimasterblume (*Tradescantia virginiana*) sandte ihm ein Freund aus Virginien. Diese war aber in Bayern bereits 1593 bekannt und beileibe nicht die einzige Pflanze der Neuen Welt, die Europa bereits im 16. Jahrhundert erreichte. Dieses Schicksal teilt sie z. B. mit den Tageten und der Kapuzinerkresse. Zweiteinführungen sind auch in der späteren Geschichte des Pflanzensammelns nicht selten.

John Tradescant d. J. übernahm nach dem Tod seines Vaters nicht nur die Gärtnerei, sondern auch dessen weitere Pflichten. Bereits 1637/38 weilte er auf Geheiß des Königs in Virginien, von wo er mit 200 lebenden Pflanzen, Samen und Herbarmaterial zurückkam. Ein solcher Erfolg war zur damaligen Zeit aufsehenerregend – zweifellos besaß er „Grüne Finger". Zur Ausbeute von drei weiteren Reisen nach Amerika gehörten kleinblütige Arten der Herbstastern, Goldmelisse, Immortelle, eine Lupinen-Art, Sumpfzypresse und Tulpenbaum.

Als einen der interessantesten Pflanzensammler betrachte ich *John Bartram* (1699–1777). Er war Bauer in Nord-Karolina. Angerührt durch die Schönheit eines Gänseblümchens, andere sagen eines Veilchens, gab er das aktive Bauern auf und bildete sich durch Selbststudium zum Botaniker aus. Gefördert durch den Kaufmann und Amateurbotaniker P. Collinson, der ihm in England vermögende Kunden vermittelte, wurde er zu einem der wichtigsten Lieferanten von amerikanischen Wildpflanzen. 1729 eröffnete er einen der ersten botanischen Gärten in Amerika, wo er u. a. Pflanzen für den Export zog. Während 30 Jahren bereiste er den Osten von Nord-Amerika von Pennsylvanien bis Florida. Viele seiner Funde zieren auch heute noch unsere Gärten: *Lilium philadelphicum* und *Lilium superbum* sind auch heute noch populär. Neu war das Wanzenkraut (*Cimicifuga racemosa*), mit eleganten, im Spätsommer erscheinenden Blütenschweifen. Bartam erwarb sich große Verdienste dadurch, daß er zwischen 1730 und 1740 *Phlox divaricata* (hellblau) und *Ph. paniculata* (blaß violett) nach England sandte, aus welchen viele der heutigen Sorten gezüchtet wurden. 1744 exportierte er die Goldmelisse. Auch Schlangenkopf, Kornblumenaster und *Iris cristata* gehören zu Bartrams über 200 Einführungen. Auf seiner Expedition nach Georgia und Florida entdeckte er einen Baum, *Franklinia altamaha*, mit weißen und wohlriechenden, kamelienähnlichen Blüten. *Franklinia* kommt heute nur noch in Kultur vor: das letzte wilde Exemplar blühte 1903 in der Nähe von Fort Barrington (Georgia). Linné nannte Bartram „den größten lebenden Botaniker der Welt" (Whittle 1971).

Kaum eine andere Gartenpflanze weist eine solch lange Geschichte auf wie die Pfingstrose. In China und Japan wird sie seit Jahrtausenden geschätzt und gezüchtet. Im Garten zugelassen sind nur Wildformen. Sie wurden aus Samen vom Wildstandort gezogen. Welche Freude, wenn sie etwa sechs Jahren nach der Saat ihre gelben, lackroten oder weißen Blüten zum erstenmal öffnen.

Das 18. Jahrhundert darf durchaus als das „Goldene Zeitalter" der Botanik bezeichnet werden. Die Schüler von *Carl von Linné* (1707–1787) bereisten die ganze Welt. Die Ergebnisse ihrer Forschungsreisen erweiterten den Überblick über den Formenreichtum der Pflanzenwelt ganz beträchtlich. D. C. Solander nahm als Mitarbeiter von J. Banks an der Weltumsegelung von Cook (1769–1771) teil. Tausend neue Arten, die an die Gärten in Kew und Richmond gingen, brachten sie zurück.

Linnés Nachfolger am Botanischen Garten Uppsala, *Carl Peter Thunberg*, erreichte 1775, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Südafrika, Japan. Bezahlt wurde diese Reise von reichen Amsterdamer Bürgern, welche Vermögen ausgaben für die Ausschmückung ihrer Gärten – ein erstes Syndikat zur Einführung exotischer Pflanzen. Japan war während des Tokugawa-Shogunats (1603–1867) für alle Ausländer gesperrt. Nur den jesuitischen Missionaren war der Aufenthalt gestattet. Bereits im 17. Jahrhundert sandten sie mit Überlandkarawanen

und auf dem Seeweg vor allem Heilpflanzen und -samen nach Europa, die dort völlig unbekannt waren. Die andern Ausländer waren gezwungen, in der Niederlassung der Holländisch-Ostindischen Kompanie auf Deshima, einer künstlichen Insel im Hafen von Nagasaki, die durch eine streng bewachte Holzbrücke mit dem Festland verbunden war, Wohnsitz zu nehmen. Trotzdem brachte Thunberg es fertig, rund 900 japanische Arten zu sammeln, unter anderem indem er das Futter, welches für die Haustiere auf Deshima vom Festland herübergebracht wurde, einer genauen Inspektion unterzog. Nur selten erhielt er die Erlaubnis, in der Umgebung von Nagasaki Pflanzen zu sammeln. Auf der befohlenen Reise nach Jedo, um dem Kaiser zu huldigen, nutzte er jede Gelegenheit, Pflanzen zu sammeln oder gar zu kaufen. Thunberg ist der Entdecker von 74 bis dahin unbekannten Gattungen! Als er 1776 wieder in Holland ankam, traf er einige der Pflanzen, die er von Afrika und Japan zurückgesandt hatte, bereits blühend an.

Auf Deshima lebte auch der deutsche Botaniker *Philipp Franz von Siebold* während seiner zwei Aufenthalte in Japan (1823–1830 und 1859–1862). Als Augenarzt stand er aber bei den Japanern in hoher Gunst und durfte die Insel verlassen, um nach Patienten zu sehen und zu unterrichten. Im Tausch gegen Lektionen in Medizin und Naturgeschichte erhielt er von seinen Schülern Pflanzen vom Festland. Dabei handelte es sich nicht allein um Wildpflanzen, sondern auch um Sorten, die aus Gärten stammten. Statt im Januar 1829 mit seinen Tausenden von Pflanzen nach Hause segeln zu können, wurde Siebold ins Gefängnis geworfen. In seinen Kisten entdeckten die Japaner, zwischen Pflanzenmaterial versteckt, unter anderen Dokumenten eine Kopie der streng geheim gehaltenen Karte der japanischen Küste. Ende 1829 wurde er des Landes verwiesen. Man erlaubte ihm aber, Pflanzen und Samen mitzunehmen (Grenfell 1990). Siebold führte nicht weniger als 17 Funkien-Arten (*Hosta* spp.), *Cryptomeria japonica*, Hortensien und den ersten Bambus in Europa ein. Weitere bedeutende Beiträge zur europäischen Gartenflora sind auch *Anemone japonica*, Astilben, *Lilium speciosum* und eine Primel, die, wie zwei der Funkien, seinen Namen trägt.

Ein tiefes, leuchtendes Blau ist eine eher seltene Farbe bei Gartenpflanzen. Der Himalaja-Scheinmohn, dessen goldgelbe Staubblätter das Himmelblau der Krone hervorhebt, wäre eine bezaubernde Bereicherung. Da kein Torfbeet vorgesehen ist, muß auf ihn verzichtet werden. Ein Trost ist aber die schlanke, kräftig blaue Kerze von Delphinium elatum.

Der Pflanzenfluß erreichte seinen Höhepunkt, gekoppelt mit der Zunahme englischen Besitzes in Übersee, um die vorletzte Jahrhundertwende. Allein der Botanische Garten in Kew notierte zwischen 1789 und 1814 etwa 7000 Neueinführungen (Brickell & Sharman 1986). Von etwa 1820 an begannen auch Pflanzen aus Südamerika einzutreffen. Mehrere südamerikanische Staaten erlangten zwischen 1811 und 1822 ihre Unabhängigkeit von Spanien und Portugal, die zuvor mit Erfolg die Einreise von Botanikern und Sammlern verhindert hatten. Unter der südamerikanischen Ausbeute, bis 1840 etwa 40 Arten, befand sich auch das Pampasgras. Bis vor wenigen Jahren versuchte man auch bei uns, Rasenflächen mit diesem Riesengras aufzuwerten.

Auch während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und anfangs 20. Jahrhunderts rissen die Einführungen nicht ab. Nach dem Vertrag von Nanking (1842) mußte China mehrere Häfen für den Handel mit westeuropäischen Mächten öffnen. Der ganze indische Subkontinent stand unter britischer Herrschaft. Und so ergoß sich denn von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an ein Schwarm von Armeeangehörigen, Kaufleuten, Staatsbeamten sowie Blumenliebhaberinnen nach Indien und dem Fernen Osten. *Joseph Hooker*, Freund und Unterstützer Darwins, bereiste zwischen 1848 und 1851 Sikkim, Nepal und Bhutan. Obwohl sein Augenmerk speziell den *Rhododendron*-Arten galt, sammelte er auch Stauden wie Primeln und Scheinmohn.

Die vielfältige Flora des „Blumen- und Blütenreiches" China (Schneebeli-Graf 1991) zog viele Forscher und Pflanzenjäger in ihren Bann. Bereits 1843 sandte die ‚Royal Horticultural Society' *Robert Fortune* nach China. Er sammelte nicht nur Wildarten, sondern schaute sich auch in chinesischen Gärten und Gärtnereien um. 1846 kehrte er mit über 150 neuen Arten, darunter z. B. das Frauenherz (*Dicentra spectabilis*) und Kulturpflanzen (Chrysanthemen) nach England zurück. Einige weitere Naturforscher und Sammler seien erwähnt: Abbé *Armand David*, (1862–1874, Sommerflieder [*Buddleja* davidii]), der Missionar und Botaniker *Jean-Marie Delavay* (von 1867 bis zu seinem Tod 1895), Entdecker von 1500 neuen Arten, darunter *Paeonia lutea* und *Incarvillea delavayi*), *Ernest Henry Wilson*, sicher der bedeutendste Sammler in China (4 Reisen zwischen 1899 und 1911; importierte viele Ziersträucher, Lilien und andere Zwiebelpflanzen), *George Forrest* (1904–1932; mehrere Primeln, *Gentiana sino-ornata*) und der letzte große Sammler im Reich der Mitte, *Frank Kingdon-Ward*, der Ostasien zwischen 1909 und 1958 erforschte (mehrere Primeln und Himalaja-Scheinmohn [*Meconopsis betonicifolia*]).

Eine geschenkte Fuchsie überrascht durch ihre Winterhärte. Band V der „European Garden Flora" (Walters et al. 1997) bestätigt diese Eigenschaft und informiert über ihre Herkunft aus Südamerika. Da die erste Illustration aus dem Jahr 1836 stammt, traf sie wohl wenig vorher in England ein. Sie gedeiht ohne Winterschutz vorzüglich und erfreut jeden Spätsommer mit ihren eleganten Blüten.

Pflanzensammler erhielten bereits anfangs 19. Jahrhundert die Weisung, sich auf winterharte Stauden und Sträucher zu konzentrieren. Viele Arten wurden denn auch in den Anden, in den asiatischen Gebirgen oder in hohen nördlichen und südlichen Breitengraden gesammelt. Was war der Grund dafür? Ein neuer Typ von Gartenliebhabern entstand, der nicht mehr dem Adel, sondern dem Mittelstand angehörte. Diese Gartenbesitzer konnten sich keine kostspieligen Gärten und Gewächshäuser leisten und schon gar nicht kostspielige Rabatten mit Sommerflor, der in Gewächshäusern jährlich neu angezogen werden mußte. Mehr und mehr wurden winterharte Gewächsen verlangt. Sie waren billiger, da ausdauernd und, einmal etabliert, erfreuten sie den Gärtner Jahr für Jahr mit ihrer Formen- und Farbenvielfalt. Ein Advokat dieser Pflanzengruppe war *William Robinson* (1838–1935), ein einflußreicher Gartenschriftsteller und Gärtner. Exotische Stauden und Zwiebelpflanzen „as hardy as our hardiest wild flowers", war seine Meinung, sollten den Sommerflor in den Rabatten ersetzen. Sie trügen aber auch dazu bei, den Garten natürlicher zu gestalten. Einmal gesetzt, würden sie ohne weitere Kosten und Pflege gedeihen (Robinson 1986). Der Einfluß von Robinson war so groß, daß einjährige Blumen beinahe aus den Gärten verschwanden. Handelsgärtnereien paßten sich diesem Trend sehr schnell an. Fortune z. B. wurde vor seiner Chinareise mitgeteilt, daß der Wert der gesammelten Pflanzen in dem Masse sinke, als die Heizkosten stiegen, die zu ihrer Kultur benötigt würden (Fisher 1982).

Im Garten wachsen außer einigen Gräsern und Seggen keine Alpenpflanzen. An ihrem natürlichem Standort, in Geröllfeldern und Felsritzen, kommen sie viel besser zur Geltung.

An sich sprach sich Robinson eher gegen die Einführung weiterer neuer Arten aus. Für Alpenpflanzen allerdings machte er, nach einer Reise im Jahr 1869 in die Walliser Alpen, eine Ausnahme. Alpengärten erfreuten sich seit der Renaissance gärtnerischen Interesses. Bereits im 16. Jahrhundert bestand eine große Nachfrage nach entsprechenden Arten, die dann aber meist ohne Rücksicht auf ihre speziellen Bedürfnisse gepflanzt wurden. *Edmond Boissier*, der Verfasser der „Flora Orientalis", legte 1772 bei Yverdon einen Garten an, um Gebirgspflanzen, die er aus dem Nahen Osten mitgebracht hatte, zu kultivieren. Ein Jahr nach

der Anlage des ersten Steingartens in England wurde *Thomas Blaikie* 1775 in die Schweiz gesandt, um Alpenpflanzen zu holen. Er füllte 430 Pakete mit Pflanzen, unter anderem Gletscher-Hahnenfuß, Mont-Cenis-Glockenblume und Alpenklee, aus den Alpen und dem Jura. Viele davon wurden zuerst in Bourdigny akklimatisiert. *Reginald Farrer*, ein Schotte wie Blaikie, unternahm 1903 seine erste Alpenreise und besuchte die Alpengärten von Henry Correvon. Zu seiner Ausbeute gehörten auch *Saxifraga halleri* und *Campanula cochleariifolia*. Später sammelte er zudem in den Dolomiten und den Alpes Maritimes.

Henry Correvon (1845–1939), ein Freund von Robinson und Farrer und „Vater der Alpengärten" genannt, zog im „Jardin Alpin d'Acclimatation" in Genf 570 Gattungen von Gebirgspflanzen aus aller Welt. Er spezialisierte sich auf Primel- und Steinbrecharten. Seine Tätigkeit erstreckte sich zudem auf die Gründung von Alpengärten: Floraire (Genf), La Linnaea (Bourg St. Pierre), der heute noch existiert, und La Rambertia (Rochers de Naye). Er nannte sie „meine botanischen Versuchsgärten". Seine Bücher über die Gestaltung von Steingärten erfuhren Übersetzungen in viele europäische Sprachen und hatten eine weitreichende Auswirkung auf den neuen Gartentypus Steingärten und „Rocailles".

Noch heute erreichen, selten zwar, neue Arten den Garten. Auch in fernen Ländern stehen mittlerweile artenreiche Gebiete und seltene Pflanzen unter Schutz. Ersatz und Trost sind für viele Gärtner Neuzüchtungen und Hybriden, die jedes Jahr und in steigender Zahl angeboten werden.

Der Garten – Ausführung und Ergebnis

Der Garten hat mittlerweile seine dritte Vegetationszeit beinahe hinter sich. Deshalb kann nun versucht werden, die von den Gartenarchitekten gestellten Fragen (siehe S. 179) zu beantworten.

Ist dieser Garten wirklich ein erweitertes Forschungsfeld der täglichen Arbeit? Teilweise sicher. Für Botaniker ist der Besitz eines Gartens von Vorteil. Pflanzen für Bestimmungsübungen z. B. können hier angesiedelt werden. Auch steht Material für Experimente oder zur Veranschaulichung zur Verfügung. Forschung jedoch? Wohl kaum, außer man betrachte das Beobachten und Notieren von Beobachtungen als eine Art Forschung. Conrad Gessner ist hier ein Vorbild. Er leitete aus einfachen Beobachtungen Regeln ab, wie z. B.: Bei guter Pflege bekommen Pflanzen, die im Wildzustand nur eine einfache Blüte aufweisen, im Garten gefüllte Blüten. Wenn man Gartenblumen mittels Samen weiterzüchtet, fallen sie in die Wildform zurück, bei Vermehrung durch Stecklinge nicht. Er beobachtete Schlafbewegungen bei Blättern, unterschiedliche Öffnungszeiten von Blüten, daß wohlriechende Arten am besten an sonnigen und trockenen Orten gedeihen und zu schnelles Blühen den Untergang einer Pflanze bedeutet. Ähnliche Beobachtungen stellen Botaniker in ihrem Garten an. Die Walliser Levkoje, eine Auenpflanze, kann durch ein „Hochwasser" aus dem Gartenschlauch zum Keimen gebracht werden und Dünenpflanzen gedeihen auch in kalkhaltigem Seesand gut. Werden Moorpflanzen auf Ersatztorf gedeihen? Daß die von Kreta zurückgebrachte Wildtulpe tatsächlich blüht, ist ein Wunder. Nach Larcher (1994) werden ihre Blatt- und Blütenprimordien im natürlichen Verbreitungsgebiet nämlich bei Bodentemperaturen von über 20 °C angelegt, und die endgültige Ausdifferenzierung des floralen Vegetationsscheitels erfolgt bei Temperaturen um 10 °C. Viele solcher Erlebnisse und Beobachtungen fließen in den Unterricht ein, andere versucht man, mit entsprechender Literatur versehen, zu ergründen.

Ist der Garten eine Miniaturisierung der Landschaft? Nein. Auf rund fünf Aren wird ein Garten angelegt, und Garten wird er bleiben, herausgeschnitten aus der Landschaft durch Hochhecken, Mauer, Straßen und Nachbargärten.

Abb. 12. Knotenblütige Birkwurz, *Ferulago nodiflora* Koch (C. Gessner in Zoller et al. 1976)

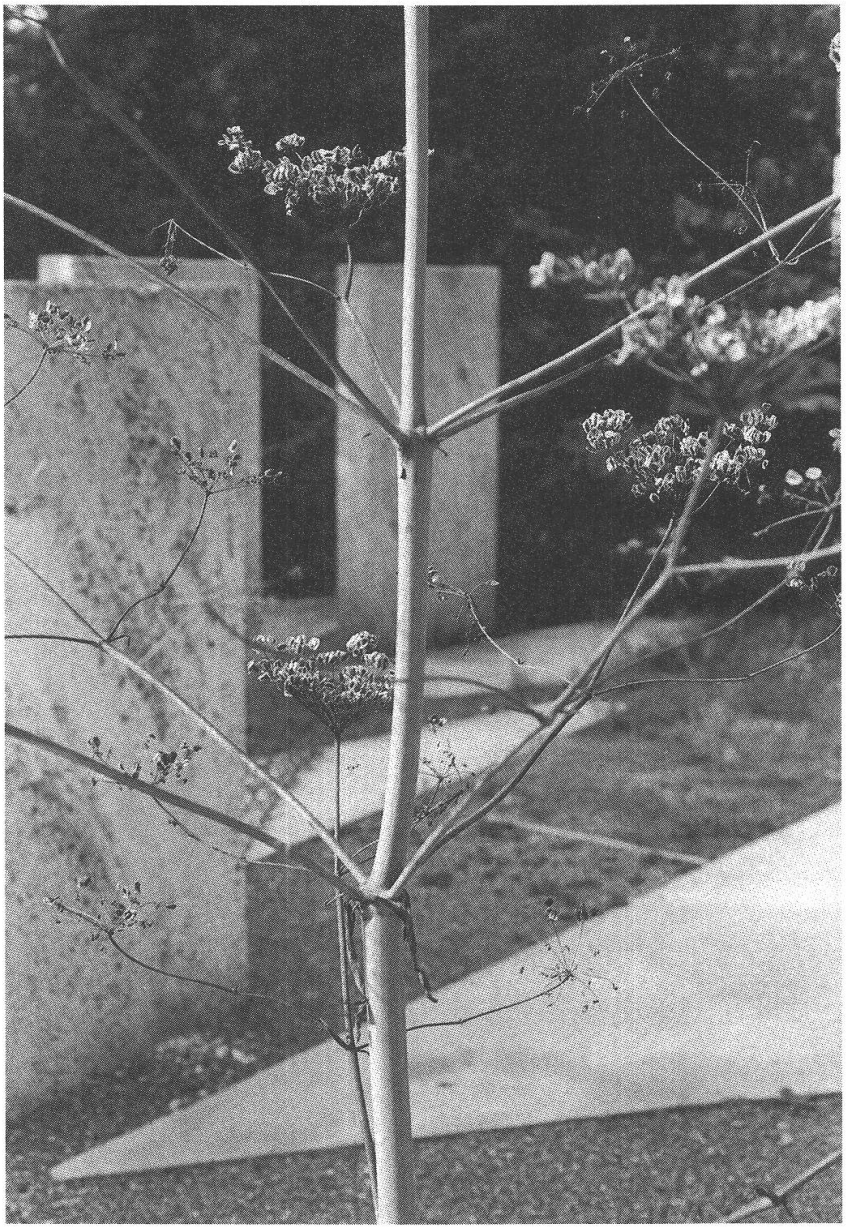

Abb. 13. Verzweigungsmuster des Quirldoldigen Haarstrangs, *Peucedanum verticillare.*
Pflanzenarchitektur und Gartenarchitektur

Ein Naturmodell? Ein in verkleinertem Maßstab dargestelltes Abbild der Natur? Das ist wohl kaum möglich und ganz sicher nicht beabsichtigt. Der Sandstreifen ist mit trockenheitstoleranten, das Wandkies mit wärmeliebenden Arten bepflanzt. Dort wo längere Zeit Feuchtigkeit zurückbleibt, wird mit Riedarten experimentiert, der schattigste Teil soll Waldpflanzen beherbergen. Daß dabei Natur nachgeahmt wird, hängt wohl damit zusammen, daß die Wahl der entsprechenden Pflanzen und ihre Plazierung aufgrund von Bildern geschieht, die sich im Laufe der Feldarbeit ansammelten. Das Ergebnis ist neu, erinnert aber immer an Gesehenes: zarte Frühlingsephemere auf Sand- und Kiesflächen; wärmeliebende Saumgesellschaften von überwältigender Farben- und Formenvielfalt; Buschwindröschen und Schlüsselblumen im Buchenwald zur Vorfrühlingszeit; die karge Vegetation der mediterranen Fels-

Abb. 14. Natur und Kultur im Dialog

heiden mit den wie von Gärtnerhand rund geschnittenen Zwergbüschen; Pfeifengras, dessen „erblühte Rispen einen düsterviolletten Schimmer über das herbstliche Riet legen" (Koch 1962). Solche Bilder können umgesetzt werden. Im Rahmen ihrer ökologischen Ansprüche sind die einzelnen Arten austauschbar; sogar fremdländische können integriert werden. Aber die Struktur muß stimmen, wie auch die Farbkombination, die Atmosphäre und vor allem die Gefühle beim Betrachten der Ergebnisse.

Ausgewählt wird vor allem, was seiner Form und Struktur wegen gefällt. Farben und Farbschemata blieben dem Zufall überlassen; die Gestalt ist wichtiger. Geschenke sowie von Freunden und Nachbarn Erbetteltes oder Eingetauschtes erweitern den Pflanzenschatz. Manchmal kommt dies der „Blumen-Neigung" Georg Philipp Telemanns nahe: „Ich schäme mich weder zu betteln, noch verbietet mir mein Gewissen zu stehlen" (Küster & Küster 1997).

Eine Vorliebe für Doldengewächse ergab sich als Leitmotiv bei der Bepflanzung (Abb. 12, 13). Ihre Formenvielfalt – von Riesenstauden mit eindrucksvollen Doppeldolden bis zu zarten, am Boden kriechenden, armblütigen Zwergen – ist beeindruckend. Im Garten wachsen sie fast überall; ihre Samen dürfen dort keimen, wo sie hinfallen. Einige Arten ziehen Sand und Wandkies als Substrat vor, andere haben sich den Saumarten entlang der Hecken beigemischt, einige weitere verstärken, dem Pfeifengras beigesellt, die Atmosphäre eines Riedes im Herbst.

Die Prophezeiungen von „Moos" bis „Schmetterling" haben sich erfüllt. Die Gedanken der Architekten und das Pflanzen der Botaniker haben sich zu einem Garten zusammengefunden, in dem der Dialog zwischen Kultur und Natur seinen Anfang genommen hat und weitergeführt werden kann (Abb. 14).

Herzlich danken wir Ingrid Berney (Jona), Hanspeter Burkart (Rapperswil) und dem Archiv der Hochschule Rapperswil für die Überlassung von Bildmaterial, Sandra Ryffel (Uster), Nicole Newmark (Oetwil am See) und dem Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung (Rapperswil) für die zur Verfügung gestellte Literatur, dem Verlag Urs Graf (Dietikon) für die großzügige Erlaubnis, Abb. 12 zu reproduzieren, und Günther Vogt, Zürich, für Informationen über den Garten in Maur und kritische Anmerkungen.

Literatur

Borchardt R. 1968. Der leidenschaftliche Gärtner. Klett-Verlag, Stuttgart.
Botschantzewa Z. P. 1982. Tulips. A. A. Balkema, Rotterdam.
Brickell C. & Sharman F. 1986. The vanishing garden. John Murray Publishers Ltd., London.
Bucher A. 1996. Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft – Schweizerische Gartengestaltung auf dem Weg in die Gegegenwart. In: Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung (ed.). Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft. v/d/f Hochschulverlag ETH Zürich, 35–79.
Christ H. 1916. Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft und angrenzender Gegenden. Kommissionsverlag, Benno Schwabe, Basel.
Cramer E. 1996. Naturstein + Beton in gartenbaulicher Verwendung [Vortragsmanuskript 1972]. In: Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung (ed.). Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft. v/d/f Hochschulverlag ETH Zürich, 106–107.
Dickson J. H. 1994. Some flore pleno specimens gathered in the Netherlands in 1678 by John Snodgrass. Bot. J. Scotland 4: 574–580.
Fisher J. 1982. The origin of garden plants. Constable, London.
Fretz D. 1948. Konrad Gessner als Gärtner. Atlantis-Verlag, Zürich.
Gessner Conrad: vgl. Zoller H. et al. 1976.
Gothein M. L. 1926. Geschichte der Gartenkunst. Eugen Diederichs, Jena.
Grenfell D. 1990. Hosta. B. T. Batsford Ltd, London.
Hall A. D. 1940. The genus *Tulipa*. The Royal Horticultural Society, London.
Harvey J. H. 1994. Gardening in the time of Chaucer. Bot. J. Scotland 4: 564–573.
Hauser A. 1976. Bauerngärten der Schweiz. Artemis Verlag, Zürich und München.
Hertz W. 1840. Schlüssel zur praktischen Gartenkunst. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung, Stuttgart.
Heyer H.-R. 1980. Historische Gärten der Schweiz. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte und Benteli Verlag, Bern.
Heywood V. H. (ed.) 1982. Blütenpflanzen der Welt. Birkhäuser, Basel/Boston/Stuttgart.
Jelitto L., Schacht, W. und Fessler A. (Hrsg.) 1990. Die Freiland-Schmuckstauden. Ulmer Verlag, Stuttgart.
Keller G. 1941. Der grüne Heinrich. Atlantis Verlag, Zürich/Berlin.
Kienast D. 1997. Stadt und Natur. archithese 4: 4–11.
Koch W. 1926. Die Vegetationseinheiten der Linthebene. Jahrb. St.Gall. Naturwiss. Ges. 61 (2): 1–144.
Küster H. und Küster U. (eds.) 1997. Garten und Wildnis. Verlag C. H. Beck, München.
Larcher W. 1994. Ökophysiologie der Pflanzen. Ulmer Verlag, Stuttgart.
Leith-Ross P. 1984. The John Tradescants. Peter Owen, London.
Le Roy L. G. 1983. Natur ausschalten – Natur einschalten, Verlagsgemeinschaft Ernst Klett und J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.
Mertens E. 1881. Ästhetik im Garten. In: Zeitschrift des schweizerischen Gartenbauvereins 1881: 89.
Robinson W. 1986. The wild garden. Century Hutchinson LTD, The National Trust/London/Melbourne/Auckland/Johannesburg (reprint).
Schneebeli-Graf R. 1991. Zierpflanzen Chinas. Umschau Verlag, Frankfurt am Main.
Schultze-Naumburg P. 1909. Kulturarbeiten. München.
Sigel B. 1996. Gärten, Kunstwerke für die Sinne. In: Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung (ed.). Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft. v/d/f Hochschulverlag ETH Zürich, Zürich, 21–26.

Stuart D. 1998. Gärtnern mit alten Pflanzen. Christian Verlag, München.
Tutin T. G., Heywood V. H., Burges N. A., Valentine D. H., Walters S. M. & Webb D. A. & Moore D. M. (eds.) 1964–80. Flora Europaea, 5 vols. Cambridge University Press, Cambridge/New York/Melbourne.
Tutin T. G., Burges N. A., Chater A. O., Edmondso J. R., Heywood V. H., Moore D. M., Valentine D. H., Walters S. M. & Webb D. A. (eds.) 1993. Flora Europaea, ed. 2, vol. 1. Cambridge University Press, Cambridge/New York/Melbourne.
Vogt G. 1997. Mimesis. Ein botanischer Garten. In: Kienast D. 1997. Kienast Gärten. Birkhäuser Verlag, Basel, Boston, Berlin, 168–175.
Walters S. M., Brady A., Brickell C. D., Cullen J., Green P. S., Lewis J., Matthews V. A., Webb D. A., Yeo P. F. and Alexander J. C. M. (eds.) 1997. The European Garden Flora, vol. 5. Cambridge University Press, Cambridge.
Whittle T. 1971. Pflanzenjäger. Prestel-Verlag, München.
Zoller H., Steinmann M., Schmid K. (eds.) 1976. Conradi Gesneri Historia Plantarum, vol. 4. Urs Graf Verlag, Dietikon/Zürich.